Johann Martin Miller.

Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit.

Von

Dr. Heinrich Kraeger.

Bremen.
Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger.
1893.

Dem Andenken meines Vaters.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorbemerkung.

An neuem handschriftlichen Material habe ich für die vorliegende Arbeit eingehende, mir von Prof. Dr. Erich Schmidt freundlichst überlassene Auszüge des Miller-Vossischen Briefwechsels benutzt, dessen Original sich auf der Hofbibliothek in München befindet. Er hat schon manches Lebensbild aus dem vorigen Jahrhundert illustrieren helfen und war mir für meine Zwecke besonders förderlich.

Herr Geh. Rat Dr. E. Klußmann in Rudolstadt erlaubte mir gütig, die Bundesbücher einzusehen, aus denen ich für die Lyrik 39 bisher ungedruckte Gedichte und manche aufschlußreiche Variante verwertete.

E. Schmidts kurzer lebensgeschichtlicher Abriß in der Allgemeinen Deutschen Biographie, sein Aufsatz in den Charakteristiken „Über das Liebesleben des Siegwartdichters", und die kritische Würdigung des Romans in seinem Buche „Richardson, Rousseau und Goethe" seien dankbar erwähnt. Seine bereiten Hilfen und die gütige Sorge, mit der er über die ersten Versuche seines Schülers bis zu den Druckkorrekturen gewacht hat, werde ich ihm nicht vergessen. — Für Millers Mündener Abenteuer und sein Verhältnis zur Charlotte von Einem wurde mir von den Nachkommen der letzteren die Einsicht in die autobiographischen Fragmente jenes einst von den Hainbündlern vielumworbenen Mädchens gestattet.

Damit wären die wichtigsten der gedruckten und handschriftlichen Quellen erschöpft. Andere, die ich einzeln benutzte, sind an ihrer Stelle in den Anmerkungen erwähnt, wohin auch, um den Text rein zu halten, die Citate verwiesen wurden. Mit jedem der drei Abschnitte der Arbeit setzt im Index eine neue Zählung derselben ein. Der zweite Teil über die Göttinger Lyrik erscheint hier mit geringen Verbesserungen, wie er im Oktober vorigen Jahres der Berliner Universität als Dissertation vorgelegen hat.

Berlin. Dr. phil. Heinrich Kraeger.

Einleitung.

Seit einigen Jahrzehnten hat sich die Forschung eingehend mit der Sturm- und Drangperiode beschäftigt, der Epoche der genialen Anmaßung, wie sie Goethe in den Entwürfen zu „Dichtung und Wahrheit" taufte. Denn wenn jene Zeit wenig die Grenzen wahrte, so zieht das gerade den geschichtlichen und psychologischen Betrachter an, der in den Verzerrungen den gemeinsamen Zügen oder den mißverstandenen Vorbildern nachspüren möchte. Geistig und gemütlich waren die siebziger Jahre überladen worden; in Klopstocks Werken hatte sich das Gefühl reich ausgelebt, durch Herder war die Volksseele in ihrer unberührten Schönheit entdeckt worden, und von außen drängten Shakespeares Dramen, deren unverfälschte Natur man bewunderte und nachahmte; Ossians Geister legten sich wie ein Alp auf die Seelen, und von Frankreich her klangen wieder mit ihrer poetischen Kraft Rousseaus leidenschaftliche Worte; endlich trafen die gewaltigen Streiche dessen, der dem jungen Geschlecht voranging, Schlag auf Schlag, Goethes Götz und dann der Werther — genug, um sie alle gründlich zu betäuben.

Diese beiden Werke, „aus der Fülle einer Jugend, die sich fühlt, und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hin soll" [1]) geschaffen, weckten eine unabsehbare Nachfolge; hinter dem Götz zogen die rasselnden Ritterdramen, hinter

dem Werther Siegwart und die Siegwartiaden her, ästhetische Nullen, — aber beredte Zeugen für die verstiegene Sentimentalität. In seinem pikanten Aufsatze sur le triomphe de la sentimentalité teilt A. W. Schlegel [2]) die Nachkommenschaft Werthers in zwei Klassen: le genre furibond et le genre lamentable, zu dem einen gehörten Lenz und Klinger, zu dem andern Miller; so rechtfertigt sich eine längere Beschäftigung mit ihm, der seiner Zeit zwar so viel zu erzählen wußte, uns aber als Dichter und Künstler wenig mehr sagt.

Außerdem sichert ihm der Göttinger Dichterbund unser Interesse, dessen stürmische Bewegungen er während seiner Mitgliedschaft im Haine in allen Einzelheiten nach Kräften mitmachte. So werden wir auch durch ihn den beiden Strömungen der siebziger Jahre zugeführt: kraftgeniales furibond in der tendenziösen Lyrik, während Millers Leben und die Romane bis zum Lächerlichen von „lamentaben" Gefühlsseligkeiten durchdrungen sind.

Das Leben Millers.

„Wir dachten ewig uns in junger Lebensblüte.“
Miller: Auf den Tod meines seligen Freundes Hölty.

Jugend — Ulm — Göttingen — Reisen.

Johann Martin Miller gehörte einer wirtembergischen Familie an, die, so weit sich zurücksehen läßt, vom Urgroßvater ab in ununterbrochener Folge die Kanzel des Ulmer Münsters oder die kirchlichen Filialen, wie Leipheim, besetzt hatte. In dem letztgenannten Städtchen wurde Millers Vater (1722), „selbst nicht ohne einiges Dichtertalent,“ geboren, der geistlich erst in Ulm, dann in der Heimat thätig war, und als Professor des Hebräischen und als Prediger wieder nach Ulm zurückgerufen, dort im Frühjahr 1774 an der Auszehrung starb. Seiner Ehe mit Dorothea Sybilla, geb. Wickh, entstammten fünf Kinder, von denen zwei, ein Mädchen und Johann Martin (geboren am 3. Dezember 1750), am Leben blieben.

Die Kindheit, „in aller Rücksicht glückliche und selige Jahre,“ verbrachte der blonde Junge in der naturgesegneten, romantischen Donaugegend; „im Arm der Einfalt und Unschuld, im Schoß der rechtschaffensten und zärtlichsten Familie,“ sagt Miller in seiner kurzen Selbstbiographie vom Jahre 1793. Zwischen seinem Vater, einem gewissenhaften Landgeistlichen, und den Bauern des Kirchspiels bestand ein patriarchalisches

Verhältnis, so traulich und echt schwäbisch, gerade wie sich in der wirtembergischen Landschaft enger als irgendwo sonst um die Dorfkirche auf dem Hügel die Häuser drängen; ein freundliches Bild, das der Sohn Zeit seines Lebens nicht wieder vergaß. Die Eltern mahnten liebreich zu wahrer Gottesfurcht und sorgten für den Unterricht der Kinder, denen der Vater durch anmutig erzählte Geschichten die sittlichen Lehren spielend beizubringen wußte. Die biblischen Erzählungen seines Oheims, des Göttinger Professors Dr. Miller, machten den Knaben zuerst mit der Litteratur bekannt. Seine Spiele, Leibesübungen und Streifereien mit der Landjugend wurden aber schon bald von einer sanften Neigung zur Einsamkeit abgelöst, und der Blick von der Welt weg dann und wann auf das benachbarte stille Kloster der Günzburger Kapuziner gelenkt. Es war jene Zeit, in der, wie später Voß meinte, Walther's von der Vogelweide Geist den „rosichten Knaben" umschwebte, dessen Herz bei den ersten Veilchen des Frühlings so geklopft habe. „Warum staunteſt du so, wenn bei dem Abendrot du im blühenden Busch hörtest die Nachtigall?"

Lebhafter äußerten sich die poetischen Triebe nach der Übersiedelung in die Stadt, als Miller im Schmerz um einen früh verstorbenen Bruder sein erstes Liedchen machte, das auch am Grabe verlesen wurde. Reimfertig dichtete der kleine Schöngeist weiter, in Trauer- und in Schäferspielen, und vereinigte seine Kameraden auf einem Kornboden zu dramatischen Aufführungen, z. B. des Regnardschen „Zerstreuten". Die alte, dunkle Reichsstadt selber mit ihren stattlichen Häusern und unregelmäßigen Straßen, das stille Treiben darin, das nur jeweilig der über Ulm geleitete Fremdenverkehr zwischen der Schweiz, Frankreich, Italien und Deutschland belebte, — mochten ihm wenig Anregung bieten. Von schönen Künsten wirkte nichts bildend auf ihn ein. Es sah alles trotz der Wohlhabenheit und dem sprichwörtlichen Ulmer Gelde kahl und nüchtern aus, und selbst die Reichen ver-

sagten sich den Luxus gepolsterter Möbel. Aber Miller fühlte sich trotzdem heimisch und ging, kaum herangewachsen, gegen den Wunsch der Eltern schon auf zahme Liebschaften und „viele Götterstunden im Hain an der Donau“ aus: „Von meiner ersten Jugend an, war ich Dir, Minne, zugethan.“ —

Der Vater hatte Johann Martin zum Theologen bestimmt und selber für die oberen Klassen des Gymnasiums vorbereitet, das ganz unter geistlichem Regimente seine Schüler mechanisch ausbildete, obgleich der damalige Rektor, ein Verwandter von Miller, ernst genug auf das klassische Studium drang. Es war natürlich, daß Göttingen, des berühmten Oheims wegen, der landesüblichen Tübinger Universität vorgezogen wurde. Im Herbste 1770 siedelte Miller über und fand bei seinen Verwandten „im vollsten Sinne des Wortes Vater und Mutter,“ die er eben verlassen hatte, wieder; unter der umsichtigen Leitung verbrachte er auch das erste Jahr in eifrigen Studien. Vom Oktober 1771 an teilte er sein Zimmer mit einem Vetter, Gottlieb Dietrich, der von Ulm gekommen war, um die Rechte zu studieren.

Die Freiheits- und Jugendgefühle, die sich durch die Berührung mit dem akademischen Leben rasch entfalten, blieben auch für seine dichterische Entwickelung nicht fruchtlos; und süß elegisch gefärbte Schäferlieder gewannen ihm in dem poetisch lange verwaisten Göttingen alle Herzen, die sein hübsches Äußere, sein reizendes Schwäbeln noch kühl gelassen hatten. Deshalb blieb er Boien, der wegen der neuen Leipziger Konkurrenz doppelt eifrig nach Talenten für seinen Musenalmanach spürte, nicht lange verborgen; ihm und Bürger wurde Miller durch Hölty zugeführt. Im Frühjahr 1772 schickte Boie bereits Lieder an Knebel, „von einem, der auch Aufmunterung verdiene,“ „der mit der Zeit noch viel Schönes liefern“ und „gewiß ein sehr reicher Liedersänger“ werden könne. Auf dem kleinen, von Boie geleiteten Parnaß hatte er bald die erste

Stimme: denn Bürger, der sich nach einigen wild verbrausten Hallenser Semestern wieder besonnen hatte, erblickte, mißtrauisch und unzufrieden mit sich und der Kunst, in dem neuen Freunde sein dichterisches und sittliches Ideal, und Boie, selbst wenig schaffenslustig, widersprach nicht, obwohl sich gerade kein herzlicheres Verhältnis herausbildete. Aus Mecklenburg kam Voß, aus der Rheinpfalz im Sommer Hahn hinzu, und bald umschloß eine enge Freundschaft unsre Sänger und noch andere Jünglinge, die, wie Wehrs, Esmarch und der zweite Miller, unproduktiv, doch ihres Urteils wegen berufen waren. Am 12. September fanden Hahn, Hölty, die Miller, Voß und Wehrs für ihre Vereinigung auch das geeignete Symbol in dem unter der Eiche im Mondenschein geschlossenen Bunde,[3]) der ihre flüchtige Verbindung zu einer ewigen stempeln sollte. Eine neue Zeit war für alle hereingebrochen, und verwundert äußerten sie sich über die Herzensgemeinschaft, in welche sie das überwallende Gefühl des Augenblicks versetzt hatte. „Mein ganzes vorhergehendes Leben hab' ich nicht gelebt," jubelte Voß, und Hölty, bisher „mangelnd jedes Gefühls, welches die Freundschaft giebt," dankte bewegt: „Heilige Freundschaft, . . . du führtest mir edle Seelen zu, die mir so viele süße Stunden gemacht haben." Miller war froh, nun nicht mehr wie an der Donau seine Lieder einem „menschenleeren Ufer" singen zu müssen.

Voß übernahm die Führerschaft, denn Boie, der, an Alter und Verstand den Jünglingen weit überlegen, auch bei dem Schwure nicht zugegen gewesen war, sonderte sich mehr und mehr ab, und Bürger saß bald als Amtmann in Altengleichen; in Dichtungs- und Empfindungsangelegenheiten blieb aber Miller das Gefühlsgenie, das sich mit weiblicher Virtuosität anschmiegte, aufnahm und reproduzierte, je schärfer inzwischen Hahn, Voß, Cramer und die Stolberg die Tendenzen der Vereinigung prägten. Er gab den Freunden den eigentlichen Mittelpunkt, den weichen

Boden, der willig eines Jeden Spuren empfing, von Jedem etwas behielt und deshalb Allen gleich wesensverwandt erschien. Begeisterte Lieder und Anfragen ergingen an ihn, die er schlagfertig erwiderte:

„Mich, Johann Martin Miller,
Hat Melodie und Triller
Mama Natur gelehrt.“

Am nächsten stand er Hahn, der unter feurigen Geberden das laute Wort im Kreise führte, als „ein Feind aller Gallier“ von seinen Grenznachbarn, den Franzosen, abenteuerliche, aller Prüfung entzogene Schilderungen entwarf, und in dunklen, abgerissenen Gedichten mehr vermuten als sehen ließ, was ihm zu allem andern noch den Ruf und Zauber einer unergründlichen Persönlichkeit gab. Miller tauchte verzückt in diesen tiefen Wassern und in „Teuthards“ Seele ein. Ein Wort von Hahn charakterisiert trefflich die Freunde, eine briefliche Frage an den Maler Müller: „Haben Sie niemals Epochen gehabt, wo Sie alles in vollestem Maße thun wollten, von dem bloßen Gedanken, es zu thun, in Feuer gerieten, und vor lauter Gedanken, wie viel sie thun wollten, nichts thaten?“ — Mit Hölty knüpfte Miller, von der Ähnlichkeit ihrer Naturen überzeugt, ein zärtliches Verhältnis an, das der pockennarbige linkische Jüngling, dessen „Knabenwangen so früh verblüht“ waren, in rührender Selbstlosigkeit, aber liebedürstenden Herzens pflegte. Er labte sich an dem Tugendgesange Millers, ihn und Hahn begrüßend:

„Teuthard und Minnehold,
Das Herz im Auge, taumeln an meine Brust,
Und unsre deutschen Liederseelen
Strömen in Gluten.“

Während die Andern mutig „den Pfad zu den Wolken“ klommen, schritt er „durch Gefilde der Ruh“ und lauschte „der Nachtigall und der Stimme des mondbeschimmerten Wiesen-

bornes". So teilte er weder die weiten Ansprüche der Freunde an das Leben, in deren wildesten Gesang er nur selten einstimmte, noch konnte ihn die künstlich gesteigerte Zerrissenheit der Zeit verstimmen; entsagend wartete er, „bis mich hüllet die Rasengruft", spannte in bescheidenem Rahmen seine feinen poetischen Gewebe aus und sah sehnsüchtig, aber ohne Neid oder Bitterkeit, den irdischen Freuden zu, an denen er sich in der Phantasie und auf dem Papiere wohl auch beteiligte. Es will scheinen, als ob gerade er, der neben Stolberg doch am dichterischesten empfand und so einfach schön zu singen wußte, ohne je einfältig zu werden wie Miller, bei den gegenseitigen Kritiken von der Aufrichtigkeit der Freunde wirklich zu leiden gehabt hätte, die instinktiv, ohne bewußten Neid, seine Überlegenheit fühlen mochten. Wie herzhaft sie „das falsche Geschnörkel", die Allegorie, das angeblich „Malerische und Überladene", tadelten, bezeugt im Bundesbuche unter seinen Liedern das häufige „Verworfen". Allerdings decken sich nicht immer Bild und Gegenstand, wenn die Muse in einem seiner ersten Gedichte „bei den Aschenkrügen, die den Vorhang vor die bunte Scene dieses Lebens ziehen", weilen soll; aber die Rezensenten machten es nicht besser. Miller weist auch in seinem kleinen Abriß, Höltys Charakter, deutlich auf eine angebliche poetische Unselbständigkeit des Freundes hin.

Vossens knochige Natur ergänzte sich in Miller, dessen leichte, durchsichtige Lieder freundlich gegen seine schweren Versuche in antiken Maßen abstachen. Er mußte ihre dunkle Form oft noch spitzfindig und mit Berufung auf Klopstock verteidigen und erklären. Man ist bei seiner Lyrik stets durch die Last der Arbeit bedrückt und vollends klingt sie hölzern, wo sie in sanfterer oder scherzhafter Weise gehen will. Aber die schroffen Kanten seines Naturells, an denen sich später viele verwundeten, umspielte noch die Empfindungsweichheit der Jugend; lange zurückgehalten und in der Heimat von niemand geteilt, ergoß

sie sich über die Freunde, zu deren besten er Miller zählte: „ganz für Tugend und eine einnehmende Zärtlichkeit ist er geschaffen". Sein schönes Klavierspiel und eine ländlich-gemütliche Behaglichkeit kamen ihm in der Gesellschaft zu Gute, — er war es auch, der durch seine „Tobackspfeife" den ganzen Parnaß beinahe zu „Tobackssängern" machte.

Zu den andern, die ihr passives poetisches Verhalten von dem eigentlichen Dichterkreise ausschloß, stand Miller in keiner näheren Beziehung. Im Winter 1772 fand er dagegen einen neuen Freund, Friedrich Leopold von Stolberg, der mit seinem Bruder Christian und dem Hofmeister Clauswitz dem Bunde im Dezember beigetreten war: „Seit ich Euch Bundesbrüder kenne, hat sich mein ganzes Dasein erweitert, verzeihen Sie mir diesen metaphysischen Ausdruck". — Von einer überaus frommen Mutter gepflegt, beruhte sein Gefühlsleben, ohne durch Frömmelei beengt zu sein, auf der für jene Zeit so wichtigen pietistischen Grundlage. Ungebunden und genial, wie es ihm auch im Leben seine freie Stellung erlaubte, in der Poesie hinreißend und ebenso leicht hingerissen, voll echter Leidenschaft, durchlebte er wahrhaft den späteren westöstlichen Satz Goethes: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein", und tauschte als Reichsgraf Lieder und Freundschaft mit den Bürgersöhnen aus. Er bestärkte sie in der Verehrung Klopstocks, der dem Jüngling am dänischen Hofe nahe getreten war. Man bewunderte, wie er sich von jedem gräflichen Vorurteil befreit hatte. Miller „weihte" deshalb ihm und dem Bruder das Gedicht: „Der Todesengel am Lager eines Tyrannen", und erhärtete in seinen Romanen: „Der Adelstolz hat seit einigen Jahren, seit die Geißel der Satyre so mutig auf ihn geschwungen wird, merklich abgenommen. Der Edelmann sieht nun ein, daß er aus Fleisch und Blut zusammengesetzt ist, wie ein Bürgerlicher; daß der Adel mehr in wesentlichen Vorzügen, als im Wörtlein von und zu bestehe."

Durch Klopstock war auch der junge Cramer empfohlen,

dessen anmaßendem Benehmen die Freunde doch nur ungern zusahen. Allzu geniesüchtig, konnte er „den Enthusiasmus des Deutschen nicht ganz mitfühlen", obgleich er sich mit dem, was ihm von Klopstock angeflogen war, gewaltig spreizte und später ja sein wortreichster Interpret wurde. Chr. Stolberg liebte Cramers Briefe und ihren erzwungenen Witz nicht, und Miller, sonst doch bald befriedigt, fand an ihm kein sonderliches Gefallen.

Alle frohen und traurigen Bundesfeste feierte Miller in prächtigster Gesundheit mit, — Voß mußte Krankheits halber einmal am Klopstocks Geburtstage im Bette bleiben, wo ihn der Freund mit Rosenblättern und Eichenlaub bekränzte —, und mit seiner „männlichen, deutschen Kehle" stimmte er kräftig in den Chor der Brüder ein. Auf jenen erregten Zusammenkünften, die das Programm des Bundes herausbildeten, gab er nicht den Ton; dagegen führte „Minnehold" die andern, wenn bei wehmütigen Gelegenheiten den Empfindungen durch Lieder nachgeholfen werden sollte. Unter den Klängen seines Abschiedsliedes: „Traurig sehen wir uns an, Achten nicht des Weins" zog am 3. Oktober 1772 Ewald von dannen; derselbe Gesang, nur ein wenig „auf die Grafen verändert", läutete auf Vossens Stube in der „zwölften September- oder der Hermannsnacht" die letzten Stunden mit den Stolberg ein, als sie durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen wollten. „Boie konnt's nicht aushalten und ging unter dem Vorwand von Kopfweh zu Bette."[4]) Die Thränen strömten, die Stimmen stockten, und erst Millers kräftigeres „Deutsches Trinklied" machte sie ruhiger. Doch was dann folgte, die Beteuerungen, Schwüre und wehleidigen Verzärtelungen wurden mit einer einzigen, wirksamen Geste von Miller überholt, der um drei Uhr Morgens, als Clauswitz nach einer fürchterlichen Stille die Grafen zum Aufbruch mahnte, den scheidenden Friedrich Leopold ans Fenster zog und auf den Himmel wies. Voß jammerte in der Elegie auf diesen Abend: „Ach! ich sah's, wie verwirrt Du ihm zeigtest

den Mond" und Stolberg schrieb, daß ihm die Trennungsminute ewig unvergeßlich sei, „und wie Miller mir den Mond zeigte, und — aber warum wiederhole ich alles." —

Seine Lyrik wurde durch die Bundeszeit gefördert. Die ehemaligen Schäferlieder wechselte er gegen tendenziöse, von Klopstock eingegebene, Freiheit, Freundschaft und Liebe, Tugend und Vaterland und Religion verherrlichende Gedichte aus, deren Art und Zahl die Freunde in Staunen setzten. Bürger, der sich gerade für gut genug hielt, ihm die Schuhriemen zu lösen, ließ sich gelegentlich sogar von Miller unterstützen. Zu seiner Muse erhob dieser eine Nichte von Pütter, dem Göttinger Professor der Rechte, Fräulein Stock, die, als Elise angedichtet, ihm jedoch dasselbe Schicksal bereitete, wie Fanny dem Messiassänger, und nach einigen mitleidigen Blicken „an des Erwählteren Freundes Busen", eines Studenten, Namens Seibt, „bebte"; „eines Beglückteren, doch nicht Edlern", tröstete sich auch Miller, der ihretwegen bald ruhiger wurde, und als sie nach zwei Jahren einen Postmeister geheiratet hatte, solches „jetzt mit aller Gleichgültigkeit hören" konnte. Im akademischen Briefwechsel sprach er sich trotzdem sehr abfällig über Liebeshändel auf Universitäten aus, als „den wahren Tod des Fleißes und Studierens, und dem Jüngling, der sich nützliche Erkenntnisse erwerben will, so schädlich, wie dem Christen die Liebe zum Reichtum. So wie dieser nicht zween Herren dienen kann, Gott und dem Mammon, kann der Student auch nicht seiner Pflicht und einem Mädchen zugleich dienen." Das hinderte ihn nicht an weiteren Versuchen; nach wie vor stand er unter „Cypriens Gesetzen, und wer ihr gehorcht, ist sanft und mild". — Wer sie alle gewesen sein mögen, denen der entzündliche Jüngling huldigte, läßt sich nicht sagen, denn in den Gedichten spielte er mit versteckten Namen, wenn ihn von irgend einer Daphne „ein grausamer Wahn" trennte, d. h. ein harter Vater mehr auf „Unverstand und Schätze", als auf die Ruhe seiner Tochter sah.

Länger sollte das Verhältnis zu der lebenslustigen, muntern Charlotte von Einem dauern, der einzigen Tochter eines verwitweten Konrektors in Münden, der mit einigen kleinen Reimereien in den Almanachen aufwartete und bei gelegentlichen Besuchen in Göttingen auch Boie und die Freunde kennen gelernt hatte. Das Mädchen war damals ein liebliches Geschöpf von 17 Jahren, ohne eine allzustrenge Aufsicht herangewachsen und früh durch die Verwaltung der kleinen mutterlosen Häuslichkeit zur Selbständigkeit erzogen, die sich frisch und schelmisch-anmutig äußerte. Mit unverbildetem Geschmack nahm sie an der schönen Litteratur teil, zugleich empfänglichen Sinnes für deren junge Vertreter, die mit ganz anderm Feuer als ihr Hausvater nach dem Lorbeer stürmten, und in der Phantasie des Mädchens ohne Ausnahme die Unsterblichkeit und den Dank Deutschlands vorweg hatten. Die Hainbrüder hingegen glaubten die langgesuchten „Schatten und Ideale“ gefunden zu haben und drängten sich um sie, bis auf Miller, den seine vielen Enttäuschungen anfangs verstimmten; „steif und verschlossen“, als wollte er jedem Eindruck abwehren, saß er bei der ersten gesellschaftlichen Zusammenkunft, die Boie im Sommer 1774 veranstaltet hatte, neben dem Mädchen aus der Fremde und ließ dem zärtlicheren Genossen Hölty in allen Dingen den Vortritt. „Ist man immer nach der ersten oder zweiten Liebe so kalt, so vernünftelnd, daß man sich von jeder Bewegung Rechenschaft geben will, ob man auch Grund dazu habe und klug handle?“ fragte er unschlüssig Voß. Als aber Charlotte nach und nach abfällige Ansichten über das Stadtleben entwickelte, die so ganz mit den seinen stimmten, war es auch um ihn geschehen; er machte bald darauf auf Wunsch des Konrektors wirklich eine Fahrt nach Münden mit, wo für das Vergnügen der jungen Leute ein gastliches Haus und für ihre Schulden eine volle Börse bereit stand. Und von der Anmut der jungen Wirtin, „des kleinen Entzückens“, wie sie der

berauschte Hain taufte, von ihrem langen, braunen Haar und den freundlichen Augen, von ihrer ländlichen Geschäftigkeit und den vielen treffenden Bemerkungen wurde er so bezaubert, daß er sich nachher noch mit Leisewitz, der auch halb verliebt war, volle drei Stunden im Mündener Wirtshause über seine Gefühle besprach. Denn quecksilbern, wie sie war, machte es ihm die gute deutsche Dirne nicht leicht, sich über die Stärke und Aufrichtigkeit einer beiderseitigen Neigung klar zu werden; wie Semida im Messias, konnte er den Zweifel nicht los werden, „ob, die ich mir erkor für die Ewigkeit, wieder mich liebe".

Als Miller die Universität verlassen und den Siegwart kaum beendet hatte, wollte er von seinem Studentenleben erzählen, „nicht schaale Erdichtung, sondern Gewebe von Erfahrungen, durchflochten mit Fiction, damit der Narr nicht deute", zugleich den Nachfolgern in Göttingen zur Erbauung. Eine erste Sammlung des „Akademischen Briefwechsels" kam 1776 heraus; aus Geldverlegenheiten und auf vorgebliches Drängen einiger Freunde und des Verlegers gab er schon im nächsten Jahre die zweite, und eine neue, vermehrte Auflage bewies, daß die studierende Jugend den Briefwechsel „goutirte". Für die Göttinger Bundeszeit läßt sich manche Einzelheit aus ihm gewinnen; wir wollen den Roman, den gesondert und ausführlich zu betrachten sich nicht lohnen würde, hier vorwegnehmen und die Stellung des Hains zur zeitgenössischen Litteratur und zu den Göttinger Professoren und Studenten schildern.

Der Inhalt ist mit wenigen Strichen angedeutet. Der Theologe Friedeberg — die Hauptperson — verläßt Göttingen, um in seiner Heimat Schöningen dem Vater im Amte zu helfen. Er steht im Briefwechsel mit einem auf der Universität gebliebenen exzentrischen Freunde Dörner, der seine Ausschweifungen mit Naturreligion und Aufklärung zu entschuldigen sucht. Briefliche Ermahnungen fruchten nichts, ebenso wenig die Ankunft Trautmanns, eines gemeinsamen Freundes, „von ädel

teutschem Charakter". Sittigender wirkt eine heftige Liebe zu der Bürgerstochter Sabina Molterin, um derentwillen Dörner jede unlautre Verbindung abschwört. Er tritt aus einem studentischen „Orden" aus, wird deshalb von den Zechbrüdern verlacht: Schlägerei, Carcer, Relegation.

Inzwischen ist Friedeberg nach seines Vaters Tode Landprediger geworden und lebt, vermählt mit einer „einfaltatmenden" Sophie Hellberg, in unbeschreiblicher Seligkeit. Dem unglücklichen Dörner verschafft er eine Stelle als Organist und Kanzleisekretär, die ihm die Heirat mit Sabine erlaubt. — So weit der erste Band mit 55 Briefen. Trautmann ist allein in Göttingen zurückgeblieben, fährt in den Ferien nach Hamburg mit seinem Freund Benecke, verliebt sich in dessen Schwester Dortchen, aber der hartherzige Vater treibt das Paar auseinander und stellt der Tochter einen Kaufmann Ballhoff in Aussicht, „der jüngst geerbt hat". Gebrochen kommt Trautmann, dem die Freunde wünschen, daß „Dortchens Bild von seiner Seele abglitsche", nach Göttingen und fällt aus Verzweiflung in die Netze einer Buhlerin, auf deren Vorleben ihn Friedeberg und der kundige Dörner umsonst aufmerksam machen. Diese Holzerin weiß sein leichtgläubiges Herz immer wieder zu fangen.

Friedebergs Glück war durch eine geizige Schwiegermutter und die ihm angedrohte Versetzung von seiner Land- auf eine Stadtpfarre getrübt worden. Er erkrankt an den Aufregungen. Dörner und Trautmann wechseln angstvolle Briefe, bis Friedeberg endlich „als ein vom Grabe Erstandener" wieder selbst in die Korrespondenz einspringt. Indessen zeigt sich die Holzerin Trautmanns durchaus unwürdig und geht mit einem Studenten durch. Nach Beendigung seiner Studien verheiratet er sich mit der liebenswürdigen Waltherin, und alle Freunde bleiben in unwandelbarer Liebe mit einander verbunden.

Ein trauriges Werk, das nur als geschichtliche Quelle

Wert hat, in dieser Hinsicht auch über die Predigerverhältnisse der siebziger Jahre belehrt, als gegen das verzopfte Wesen eine freiere Auffassung anzukämpfen begann. Man hätte nicht Schubarts Briefe nötig, die Miller als Friedeberg anreden, um in dem Helden unseren Dichter zu erkennen. Die Vaterlandsbegeisterung Trautmanns, der nicht bloß in Rücksicht auf Größe und Leibesstärke „unsern Vorfahren zu Hermanns Zeiten" ähnelt, seine Freiheitsliebe und Ehrlichkeit, der Eifer für Wahrheit, Billigkeit und Tugend, sein schlichtes, rechtes, unverdorbenes Wesen, die geringe Welterfahrung — „er kennt die Menschen und zumal die Mädchen viel zu wenig" —, die feierliche, halbschwärmerische Haltung und der Sclavenhaß weisen auf das Jünglingsideal der Göttinger, insbesondere auf Hahn, der auch mit dem „kalten" Billmann gemeint ist, „aus dem man jedes Wort erst herauspressen und herausdrücken muß. Teilt er sich zuweilen mit, dann ist's freilich reichlich. Aber wie lang muß man da darauf warten! Er ist wie ein Eichbaum, der, wenn man ihn einmal in Bewegung bringt, freilich desto länger zittert; aber Stürme sind auch selten." Dörner, launenhaft, weltschmerzlich, sinnlich und wie Voß und Miller II. musikalisch, „der seine Seele ins Klavier zu gießen wußte," hat kein bestimmtes Vorbild. Er ist oft von Hypochondrie befallen, der Zeitkrankheit, die auch im Hain herrschte. Denn Hahn litt ja an Mißtrauen gegen sich selbst, das ihn an der Ausführung der erhabensten dichterischen Ideen hinderte, und blieb bis an sein Ende ein Menschenhasser. Und Leisewitz, der 1774 flüchtig in den Bund trat, war „ein verschlossener Hypochonder." So schilt Friedeberg auf Dörners zeitweilige Bücher- und Stubenhockerei, und will ihn an die freie Luft bringen, wie die Freunde mit dem überfleißigen Hölty ihre Not hatten. „Es ist ein schrecklich Ding um die Hypochondrie. Fleuch das Ungeheuer! Trink Wasser! Mach im Sturm und Regen Motion und sitz nicht zu lang bei Nacht auf! Lieber etwas weniger Gelehrsamkeit."

Der „liebe, sonderbare“ Philipp Schreiber, der aus der Ferne von einem Lauenburger Informatorposten — er wird recht Lenzisch geschildert — in den Briefwechsel eingreift, deklamiert gegen Sclaverei, bringt die Freunde mit „Nürnbergern“ (den damaligen Kalauern) zum Lachen und schreibt in Geßnerschem Tone (übrigens dichten fast sämtliche Korrespondenten) einen Prosahymnus auf den Schlaf; beides geht auf Hölty, dessen ungesuchte Komik die Freunde manchmal erheiterte und der sich gern den Traumbilddichter nannte.

Außerhalb ihres Bundes pflegten die Hainbrüder, von den Stolberg abgesehen, die adligen Verpflichtungen nachkommen mußten, wenig Verkehr mit den übrigen Studenten; sie widersetzten sich streng dem wüsten Treiben der Ordensverbindungen, die es ihnen mit Spott und Gehässigkeiten lohnten, in der sichtbaren Kirche eine unsichtbare aufrichten zu wollen. Hölty haßte die „Purschengesellschaften“ wie den Tod. Das Purschenleben ekelte mich an, bestätigt Schreiber. Die pöbelhafte Sprache, Zoten oder abgeschmacktes Zeug, die derben Lieder von Triller und Günther und der leichtfertige Ton, aus dem sich die junge Universität erst nach und nach herausarbeitete, der Müßigang und die Ausschweifungen der Mediziner, gegen die der Theologe Leß predigte, die aber das auch in Bürgers Briefen bedenklich illustrierte Verhältnis zwischen den Studenten und den ahnungslosen Familien begünstigte, — der alberne Aufwand und anglisierende Schnitt der Kleidung, das wurde im Briefwechsel Alles so nachdrücklich gerügt, daß „junge Leute oder auch Väter junger Leute“ dem Verfasser für das Lehrreiche dankten und Mütter das Buch ihren Söhnen zum Geburtstage schenkten. Vierzig Jahre später herrschte denn unter den Studenten in Göttingen im allgemeinen ein so gesitteter Ton, daß Matthisson äußerte: „wäre mir ein Sohn beschieden . . . er sollte mir nirgend anders den akademischen Kurs beginnen und vollenden, als in Göttingen.“

Die Professoren sahen, leicht erklärlich, dem Treiben der

jungen Dichter, die durch seltsame Gerüchte noch arg verleumdet wurden, mit Befremdung zu. Der Kollegienbesuch hatte allmählich aufgehört; sie weigerten sich auch, den Professoren die verlangte Cour zu machen, und standen zu dem und jenen wohl gar feindlich. Der akademische Briefwechsel spiegelt solche Verhältnisse getreu ab; Michaelis, der Theologe, wird als ein sehr habgieriger Mann, der zur Entrüstung des Bundes bei seinen Zuhörern um wohlfeilen Beifall durch Bibelzoten buhle, gezüchtigt. Von dem Popularphilosophen Feder, der in Hamburg gewesen war und „ganz voll von Klopstock" auch für dessen Jünger etwas übrig hatte, heißt es dagegen: „Er ist ein lieber, herrlicher Mann." Sein gutes Herz zeigte sich besonders, sobald er bedürftigen Studenten die Kollegiengelder erlassen konnte, „gefällig wie die Freude, und so voll Verstandes, vielen Geschmackes und des edelsten Herzens;" der Philolog Heyne, der sich Vossens und Höltys anfänglich sehr angenommen hatte, wird als „der vortreffliche" eingeführt. „Überhaupt sagt man mir von Pütter, Heyne, Böhmer, Feder so viel Gutes, welches mich im Innersten gefreut hat." Der Erstere, der „in seinem juristischen Practico" zwar manches zu thun gab, fand vor den Hainbündlern Gnade, weil er die Hörer auch religiös leitete, und mit seinem aufmunternden Beispiele keine Predigt versäumte. Dem Hofrat Kästner kam es ebenfalls zu Gute, daß er „bey seinem Witz doch sehr viel Liebe zur Religion" hatte. Vor seinem großen Oheim aber, der mit den Kollegen in der Theologie den wahren Mittelweg, zwischen der Anhänglichkeit an bloße Menschensatzungen und Vorurteile und zwischen der zu weit getriebenen, oft verwegenen Neuerungssucht einschlug, beugte sich der Neffe ehrfurchtsvoll: „So sollte jedermann zum Bibellesen angeführt werden, wie man's unter diesem Manne wird, und es sähe um die Religion anders aus."[5]) Des edlen Stifters der Universität, des Freiherrn von Münchhausen, dessen Tod Hölty 1770 poetisch beklagt hatte, wird in der Er-

zählung, die um diese Zeit spielt, rühmlich gedacht. Trautmann reist vertrauensvoll zu ihm, um sich für den relegierten Dörner zu verwenden, und wird mit zwei Goldstücken „zur Erleichterung für den armen Freund" entlassen.

Interessant sind die Andeutungen über die zeitgenössische Litteratur. Klopstock, der Heros des Bundes, giebt aus der Ode „Für den König" das Motto „Reines Herzens, Das sein"; er wird bei Abschiedsfeiern citiert: „Und so werden sie alle dahingehn," und fleißig gelesen, z. B. von Trautmann, „zur Befestigung in einer männlichen teutschen Denkungsart, und Abends zur Erholung vom anhaltenden Studieren," von Dörner gar bei Tag und Nacht, weil er im Messias Alles, den Menschen, den Mann, den deutschen Mann, den Christen, und Erbauung, mehr als in jedem Buch nach der Bibel gefunden hatte. Er läßt es wie seine heilige Schrift in schwarz Corduan mit einem goldenen Schnitt binden (auch das Bundesbuch sah so aus!), und als er im Carcer in Geldnöten ist, bittet er, alle seine Dichter zu verkaufen, „meinen lieben Klopstock ausgenommen, der mein Freund in Freud und Leid sein soll." Die Ode an Gleim besitzt er handschriftlich. Auch die Dramen fanden Beifall: schon Salomo und der Tod Adams sind „andere Trauerspiele, als in Gottscheds deutscher Schaubühne stehen." Fast außer Besinnung geraten aber die akademischen Freunde, als ihnen der Hamburger Buchhändler die Hermannsschlacht schickt. Friedeberg, der Empfänger, liest sie in einem Atem durch: „Dieses Werk ist gewiß das Einzige in seiner Art. So etwas Großes, Vaterländisches hatten wir bisher in unserer Sprache nicht. . . Immer stunden mir beim Lesen Thränen in den Augen, nicht wehmütige, sondern eine Mittelart, halb von Freud', erzeugt und halb von Wehmut und Bewunderung und Liebe, besonders, wenn der alte Siegmar, Brenno und die Opferknaben sprechen." Sie wird in dem Kreise vorgelesen; und man vergesse nicht den Taumel, in den der Bund durch jede Nachricht von Klopstock

versetzt wurde, als dieser ihnen die Messiasgesänge hatte senden und die Freunde in der Gelehrtenrepublik auftreten lassen, oder gar er, „der frömmste Mann", zu ihrer freudigen Bestürzung Anteil haben wollte „an dem Bunde der Jünglinge." Boie, der im März 1774 von Klopstock kam, versparte sich die Nachrichten, bis sie alle zusammen waren; wer ihn einzeln vorher begrüßte, bekam noch nichts zu hören. „Abends ging ich zu Hahn, der krank war. Ich fand Miller und Voß und Hölty auch da, und nun ward erzählt und Brief und Buch hervorgezogen. Die Freude hätten sie selbst sehen müssen. Ich kann sie nicht lebhaft genug beschreiben. Hahn ward gleich wieder gesund, und der ganze Abend war ein Taumel." [6]) Miller erzählt in dem Roman von den Wirkungen der Hermannsschlacht: „Trautmann sprang alle Augenblicke auf, drückte mich mit Freud' und Ungestüm ans Herz, und hätt's in diesem Augenblick mit allen Vaterlandsfeinden aufgenommen. Herrmann und Römerblut führte er unaufhörlich im Munde. Er ließ Rheinwein kommen und betrank sich beynah, auf Klopstocks — den er den Mann Gottes nennt — und auf Herrmanns Wohl." —

Hahn beklagte sich, daß sie in Göttingen mit ihrer Verehrung vereinsamt seien, und jeder Jünger der schönen Wissenschaften scheel angesehen werde. Friedeberg bestätigt das: „Sonst hört man hier weniger von dem großen Klopstock und von andern Dichtern sprechen und liest sie sehr wenig."

Kleist wurde wegen seines „überall durchschimmernden Herzens" geliebt; und der schöne Soldatentod stellte den Dichter, der mit Leyer und Schwert dem Vaterlande gedient hatte, unter die patriotischen Helden. Im Siegwart läßt Miller einen Freund Kleist's ausführlich erzählen, daß er verwundet worden, „nachdem er erst wie ein Löwe gestritten hatte," und Voß interpolirte Kleistens Tod in ein Höltysches Gedicht. Vom Antikisiren sagt der Briefwechsel bedenklich: „Warum denn ein christlicher Dichter nicht auch christlich dichte, da er doch in

Griechen und Römern ihre eigene Mythologie, Religion und Anspielungen auf vaterländische Geschichten finde?" Die antike Litteratur wird überhaupt mit einer gewissen Zurückhaltung betrieben; sie lesen zwar Tibull und Properz, um ihr „ohnedies zartes und richtiges Gefühl" noch zu verfeinern, schätzen sie aber nicht auf Kosten der Neueren ab, seit sie eingesehen, „daß die Deutschen ebenso gut und in den meisten Fällen weit bessere Dichter aufzustellen haben, wie die Römer, besonders in Dingen, die mehr die Empfindung als die Kunst betreffen." Ein ähnlicher Vorwurf trifft Wielands Agathon. „Griechenland sei nicht der Schauplatz für einen deutschen Leser." Gellert, über den Voß vernichtend hergefahren war, erscheint auch Trautmann zu weichlich. „In Hagedorn fand er nur einige Lieder fürs Herz. Ich gab ihm Gleims Kriegslieder, da erkannte er sich selbst darin und den deutschen Charakter." — Man war des anakreontischen Tändelns müde und Claudius forderte in diesem Sinne:

„Der Dichter soll nicht ewig Wein,
Nicht ewig Amorn necken!
Die Barden müssen Männer sein
Und Weise sein, nicht Gecken!"

Von der ausländischen Litteratur war Rousseau den Göttingern durch seine „liebeglühende" Héloïse bekannt. Voß las sie im Winter 1774. Friedeberg will auch das Übrige von dem „guten Mann" kennen lernen, „dessen Sätze gewiß von Hunderten mißverstanden werden," und vertritt den Standpunkt Meister Rousseaus gegen das „leidige Stadtgift, Kultur, Verfeinerung und die mit ihnen verbundene Bosheit." Dagegen werden die witzigen Franzosen, wie Voltaire, angeklagt, daß sie die Jugend verführen: „Unter dem Namen Philosoph lacht jetzt jeder halbbärtige Jüngling, der ein paar Pièeen von Voltaire oder Diderot gelesen hat, über Alles, was Religion heißt, und nennts Aberglauben."

Richardsons Romane erscheinen den Freunden „zu idealisch, seine Helden zu wenig Menschen.“ Man mochte in Göttingen auch nicht die Zeit und Lust haben, sich durch die dicken Bände des Engländers durchzuarbeiten.

Scharf griff man die Kunstrichter, diese „wahre Landplage für Deutschland,“ vor allem die Nicolaische Kritik an, die sich an der Gelehrtenrepublik vergangen und über den „Schnepfendreck des Enthusiasmus“ so schändlich lustig gemacht hatte. Auch am Merkur zogen und zerrten die Knaben, ein Goethisches Wort zu gebrauchen, weil er Klopstocks Werke verschiedentlich „angeblöckt“ und „chicaniert“ und ihre eigenen Gedichte „hämisch“ beurteilt hatte. „Klopstockens Prosa soll es an natürlichem Zusammenhang fehlen; Witz soll sich mit Klopstocks Genie nicht vertragen. Solche Dummheiten und Flegeleien bringt der Rezensent vor; man möchte solches Geschmier ausspeien. Nun kann Hahn desto mutiger anpacken,“ donnerte Miller. Nicolai, der später auch den Siegwart unliebsam besprach, gilt den akademischen Briefwechslern überhaupt als der „nichtswürdige Vertreter der Berlinischen Todeskälte des Verstandes,“ die sich in alle Künste und Wissenschaften einzuschleichen suche, oder „des kalten Berliner Reformationsgeistes, der zu wenig vom Predigerstande hielt.“ Dem Grafen Stolberg war Berlin gänzlich zuwider: „ich weiß, daß es Sodom und Gomorrha an jenem Tage erträglicher gehen werde, wie Berlin.“ Auch die Begeisterung für Ramler, der in der ersten Zeit des Bundes neben Klopstock die Sitzungen eingeweiht, und zu Odenexercitien gedient hatte, erlosch mit der Zeit. „Was sind Gedichte aus Berlin als schön polierte und fein gefeilte Kunstwerke, die das Auge und Ohr ergötzen, und mit ihrem hellen Glanze übers Herz weggleiten.“ Man war empört über die Knabenhände, die an der Allgemeinen deutschen Bibliothek mitarbeiteten, und über die, welche in bedauernswerter Selbstgenügsamkeit sich und ihre Leser überzeugen wollten, sie seien Männer zum

Richten." Gegen solche „Hundsfotte" schützt der Briefwechsel selbst den Hauptpastor Götze: er und Trescho „möchten schreiben, was und wie sie wollten, sie würden in der Bibliothek allemal schlecht wegkommen. Schöne Denkfreiheit!"

Es ist bemerkenswert, daß die Göttinger Klopstocks Polemik gegen „der Schule Lehrer" mit den „Klüglingsblicken" nur lässig betrieben. Freilich war ihre Gelehrsamkeit mehr ein wohlgemeintes Interesse für die Litteratur, und erstreckte sich, wie man es der naschlustigen Jugend verzeihen muß, weniger auf das, was not that, auf die Fachstudien, als auf die anderen Disziplinen; Professor Lichtenberg behauptete deshalb rundweg von den Göttinger Klopstockianern, sie wüßten gar nichts. Aber der Wissenseifer hetzte doch den Theologen Miller im Winter 1772 auf das Englische, für das er eine praktische Verwendung wohl nie erwarten durfte. Er übersetzte zwei Schäferlieder aus Percys Reliques (das eine noch 1788), beide aus mangelnder Sprachkenntnis unbeholfen, verschroben und steif. Mit der Wielandschen Uebertragung Shakespeares begnügte man sich nicht mehr und um das Original zu verstehen, nahm Miller bei dem siebensprachigen Hölty Unterricht. Der erschreckte die Freunde fast mit seinem Fleiße, wenn er ganze Tage und gewöhnlich mehr als halbe Nächte über Quartanten saß und Folianten zu excerpiren bereit war. Im April 1774 gesteht er dann auch melancholisch: „Ich habe meine Jahre unter Büchern zugebracht." Äußerlich wurden diese Studien durch den von Boie vermittelten Verkehr mit jungen in Göttingen lebenden Engländern unterhalten. Voß war bei ihnen gut gelitten und schätzte die Nation mehr als die „stolzniederträchtigen Römer."

Neben dem Englischen war es das Altdeutsche, mit dem sich der engere Kreis Hölty, Miller und Voß befaßten, dessen Interesse für Mundarten die aus dem Norden und Süden Deutschlands zusammengeströmten Freunde erregt hatten. Man las die alten Dichter nicht bloß zu poetischen Zwecken, wie die Minne-

sänger, sondern plante ein Lexikon für Deutschland, das alle Wörter, veraltete und unveraltete, etymologisch ableiten, durch den Bedeutungswandel verfolgen und mit dem Englischen, Plattdeutschen und Schwäbischen vergleichen sollte. Auch mecklenburgische Beiträge bat sich Voß von Brückner aus. Im Akademischen Briefwechsel hört Friedeberg „hie und da ein gutes, altdeutsches Sprichwort und es ist erstaunlich, wie man daraus den Charakter eines Volkes kennen lernen kann. . . Auch jede Provinz hat ihre eigne, den Individualcharakter eines kleinen Volkes bezeichnende Sprichwörter, die sich oft auf alte Begebenheiten gründen. Es wäre herrlich und gewiß sehr lehrreich, wenn man Sammlungen von National- und Provinzialsprichwörtern hätte, und wenn diese nach den Klassen der verschiedenen Stände, unter denen sie im Schwange gehn, geordnet wären,“ und Schreiber wechselt bei seinem Schwiegervater über einer Pfeife Taback gegen Erzählungen aus seinen Studentenjahren des Alten Schätze an Sprichwörtern ein, „die oft die herrlichsten Maximen und Lebensregeln enthalten.“ Unser Schwabe gewann in Göttingen sogar dem Plattdeutschen Geschmack ab: „Das ist eine kuriose Sprache und doch gefällt sie mir wohl.“ [7])

Im Winter 1773 wollte Miller mit Hölty, Voß, Hahn und seinem Vetter einen Besuch in Hamburg machen, für den er das Geld durch Uebersetzungen zu verdienen hoffte, denn jedes Mittel heiligte Klopstock, das Ziel der Wallfahrt. Ostern 1774 führte Voß die Reise schließlich allein aus. Ihre Lieder beabsichtigten die Freunde in einem Bundesbuche zu sammeln, das Klopstock aus eigener Bewegung zu bevorworten versprach. Auf Stolbergs Wunsch sollte es in zwei, nach Hahn und Voß in zehn Jahren erscheinen; Millern, von dem man die stärkste Mitwirkung erwartete, war der Termin gleichgültig. Sie schickten dem Meister einige Proben — „Wessen Arbeiten Klopstock gefallen, der ist schon in den Vorhof des Tempels der Unsterblichkeit eingegangen und wird gewiß in das Allerheiligste kommen. Die

Stimme der Nachwelt wird mit Klopstock einerlei sein" — und verhielten sich „ahndungsvoll, wie der, der auf Antwort aus Dodona wartet." Er war auch „im Ganzen zufrieden," sandte die Lieder durch die Grafen mit einem Kuß für jeden zurück, wußte sich aber im Augenblick einer eingehenderen Kritik, „wer Genius habe und wer nicht," durch die Beschäftigung mit den Subskriptionsplänen zur Gelehrtenrepublik geschickt zu entziehen. Vossens Besuch erwiderte er im Herbste 1774 auf der Durchreise nach Karlsruhe; beide Miller — Johann Martin stand zu festlicher Verwendung immer bereit — holten ihn mit Hahn in der Kutsche von Eimbeck ab und begleiteten den pater atque princeps, nachdem er mit seinen jungen Freunden über die großen Fragen des Bundes beraten hatte, weiter bis Cassel. „Wir saßen den ganzen Tag um ihn herum und er erzählte." [8])

Schnell kehrten die drei nach Göttingen zurück, dem Kummer der nahenden Trauertage entgegen. Denn G. D. Miller ging nach Wetzlar und Johann Martin, der noch im Frühjahr 1774 auf eine Stelle in Kopenhagen in der Nähe der Stolberg gehofft hatte, mußte sich auf Geheiß seines Oheims, der nach dem Tode des Vaters über ihn zu bestimmen hatte, widerwillig nach Leipzig schicken lassen, um dort seine Studien abzuschließen. Voß bereitete schon im August Ernestine auf Alles vor: „Michaelis werde ich genug Abschiedsthränen weinen müssen." Durch trübe Gedanken hatte sich jeder in die Melancholie scheuchen lassen. Nun, am 3. Oktober, saß Miller bei Hahn und wartete, „von seinen stummen, weinenden Freunden umgeben, jeden Augenblick abgerufen zu werden."

Dem abziehenden Bruder gaben Overbeck und Boie bis Nordheim, Hölty aber bis Leipzig das Geleite, auf einer langwierigen Fahrt, die Miller ergötzlich an Voß beschrieb und in ihren Einzelheiten später immer wieder zu Romanepisoden ausbeutete. Als der Poet, der er war, gab er sich dem Genuß der Natur hin: „Die Nacht über fuhren wir über den Harz.

Die Gegend ist, soviel ich beim Sternenlichte sehen konnte, ganz vortrefflich, und für einen Dichter sehr wichtig"; ein Lob für Klopstock und Stolberg, die Harzsänger! Als fühlender Freund wünschte er die Zurückgebliebenen in der Nähe von Nordhausen zu sich, um mit ihnen „die rauhe, große Natur bewundern zu können. Einsam hat man nur die Hälfte von Vergnügen." Die schönen Anlagen und die Stadt selber forderten abschätzige Vergleiche mit Göttingen heraus: „also wird überall, nur nicht in Göttingen, fürs Vergnügen des Leibes gesorgt; in Göttingen ist alles Seele." Während der Fahrt gerieten er und Hölty mit einem Postmeister Michaelis aus Blankenburg — „er war so sehr von unseren Grundsätzen, daß ich unter euch, meine Liebsten, zu sein glaubte" — in ein kurzes, aber ergebnisreiches Gespräch über Klopstocks litterarische Verbreitung, an welcher der Postmeister, ein geschworener Feind Wielands, in seinen Kreisen mit Eifer gearbeitet hatte. „In Blankenburg war das ganze lesende Publikum gegen Klopstock, Michaelis las ihn allein; er las den Messias dreimal in verschiedener Absicht; das dritte Mal, um ihn gut zu deklamieren, und nun ging er in eine Gesellschaft, wo viel Frauenzimmer, und alle gegen Klopstock eingenommen waren. Er fing den ersten Gesang an; alle Zuhörer staunten, sahen sich verwundernd an und als Michaelis beim ersten Gesang aufhören wollte, baten sie ihn alle, noch denselben Abend bis zum vierten zu lesen. Die Leute konnten nun nicht begreifen, wie man sie so gegen Klopstock hätte einnehmen, und wie jemand gegen den himmlischen Mann sein könnte." Michaelis mußte nach und nach Alles von Klopstock vortragen. „Jeder kaufte sich nun seine Schriften selber und Wieland mit seinen Gesellen war hinter den Ofen geworfen." Die Vornehmen fragten Michaelis um Rat, „ehe sie ein Buch zu lesen anfangen. So regiert sein Geschmack die ganze Stadt, und wenn unsere Grundsätze wahr sind, so sind es auch die seinigen, denn sie sind ganz

überein. . . . Von der Republik glaubt er, daß sie vortrefflich, aber für unsre Zeiten noch zuweilen zu dunkel ist; so sollen alle Personen urteilen, die er kennt; so urteilten auch bisher alle, die ich auf der Reise sprach, freilich waren's außer Michaelis keine Leute von Bedeutung." Halbwüchsige Burschen stiegen ein; von Roßla aus fuhr ein alberner, hasenfüßiger Student mit. „Um 4 Uhr gings weiter nach Eisleben, der Geburtsstadt Luthers," wie er zuerst schreibt; das ist jedoch nicht genug, es wird ausgestrichen und „unseres großen Luthers" dafür eingesetzt. Die späte Stunde verhinderte aber den Besuch des Geburtshauses. In Merseburg tranken sie „gewaltig viel Merseburger. Klopstock nennt es den König unter den Bieren. Es ist das wahre Einherium Ol. Ich glaube steif und fest, daß Wodan mit seinen Leuten in Walhalla Merseburger trinkt." [9]) —

Hölty und Miller fanden bei einem Verwandten des letzteren, bei Weygand, Aufnahme, dem als Papagei von H. L. Wagner karrikirten Verleger Werthers, welchen buchhändlerische Rücksichten freundlich gegen die jungen Dichter stimmten. Miller warb für ihn an allen Enden, so um die Voß-Höltysche Shaftesbury-Übersetzung, er zahle zwar nicht mehr, als andre gute Buchhändler, „aber richtig, und er schießt vor." Nach Höltys Abschied zog Miller in die Burgstraße zu Cramer, der schon im Sommer nach Leipzig gegangen war und sich nun am 25. Oktober mit ihm immatrikulieren ließ. Der erste Eindruck der Stadt, die gerade in der Messe stand, war über Erwarten. „Leipzig hat bei seinen Palästen so viel wahres Große. . ." [10]) Und er, der nur das schwere, böotische und einförmige Göttingen kannte, lernte hier die Welt von einer ganz anderen Seite sehen. In der gehobenen Stimmung erweiterte sich sein Herz und stand jeder Regung offen, so daß er bald recht viel dichten zu können glaubte. Kollegien besuchte er wenig, weil ihm die Spaltung der Leipziger Theologie in die Lager der Crusianer und Ernestianer nicht behagte. Dafür war er fleißiger in der

Komödie, über die seitenlange, nicht üble Berichte bei den Göttinger Genossen als „Freunden des Theaters“ einliefen. Er ging empfänglich hin, begeistert von dem, auch in „Wahrheit und Dichtung“ beschriebenen, Vorhang Ösers, und suchte selbst bei schlechten Stücken nach guten Stellen, wie in der „bestraften Neugierde“ des jüngeren Stephanie. „In einer einzigen Stelle des Stückes war Empfindung . . . und diese that auf mich die größte Wirkung, daß ich blaß und rot wurde. So unentbehrlich ist bei jeder Dichtungsart die Empfindung.“ Von dem „sonst so vortrefflichen Rousseau“ hörte er mit Mißbehagen den Pygmalion; Lessings Sara „ennüyirte“ und „beleidigte“ ihn.

Außer bei Weygand fand er Verkehr bei Öser und den Musikern Neefe und Hiller, deren Singspiele und Lieder seinen ungelehrten, bloß natürlichen Sinn für Musik ansprachen. Mit Neefe, der einige Oden Klopstocks, und besonders schön Selmar und Selma, in Musik gesetzt und dabei jeden Ton „aus der Seele abgeschrieben“ hatte, ließ sich ein Wörtchen über den großen Dichter reden; sonst mußte Miller gerade von dieser Seite in Leipzig viel dulden. Schon Anfang November gab er die Verteidigung Klopstocks auf, wenn er nicht „durch zu große Frechheit“ dazu gereizt würde. „Oft kann ich nicht schweigen.“ Hölty beschwichtigte den Ergrimmten, der sich mit seinen Göttinger Anschauungen der Welt und dem Strome des bösen Geschmacks widersetzen wollte, und mahnte, keine Perlen vor die Säue zu werfen. Man rührte aber auch an seine heiligsten Empfindungen; selbst bei Weygand wurde er nicht zufrieden gelassen: ein Student spöttelte, ob er von der Barden- und Minnegesellschaft sei, die Boie zum Präsidenten habe. Miller antwortete „nach Gebühr.“

Das Alles hatte den Enthusiasmus gedämpft und ihm Leipzig mehr und mehr in eine Wüstenei verwandelt. Die Briefe an die Freunde wurden jedes Mal trauriger, und mitleidig schrieb Stolberg an Voß: „Wenn Cramer zurückreist

wird er ganz verlassen sein. Gott gebe ihm dort einen Freund." [11]) Vergebens löschte man seinen Briefdurst, der sich heftiger denn je meldete. Es half wenig:

„Hier, wo mein Mißgeschick mich hin verschlug,
Hier schlägt für Freiheit und für Vaterland
Kein Herz an meinem Herzen . . .
Nur Cramer, selber ohne Trost, ist mein."

Und dieser, der lieber nach Verbindungen mit den Professoren und den schönen Geistern jagte, die Leipzig passirten, bot ihm ganz ungenügenden Ersatz. „Schon hat er Weiße, Clodius, Ekhof, die Seylerinn und wer weiß wen noch? besucht. Ekhof hat er gar sein Stammbuch präsentirt." Er meine es wohl herzlich gut mit ihm: „aber er ist so zerstreut, wird aller Orten so gesucht, daß ich oft einen und mehr Tage allein sitze, ohne ihn des Tages nur eine halbe Stunde zu genießen."

Die lyrisch fruchtbare Periode kündigte sich zwar durch Motive an, aber die Schöpferkraft ließ auf sich warten; nur „Das Thal bei Münden" erinnerte an vergangenes Glück, und „vom öden Pleißestrand" ging das kummersame „An meine Freunde," voll Sehnsucht nach „dem frohen Thal, durch das sich still die gelbe Leine krümmt," dem zusammengeschmolzenen Bunde zu. „Es wird Euch rühren, meine Freunde." Und er wurde ja in der That verstanden: „Ich würde melancholisch werden, wenn ich von allen Freunden getrennt wäre," seufzte Hölty.

Als Erholung gönnte er sich eine vierzehntägige Reise nach Halle, und seinem Herzen, das, wie Voß erkannte, nun einmal nicht „ohne Liebe sein" konnte, eine Liebschaft in Oschatz. Hölty, wieder schnell entzündet, wollte seinen ganzen Dichterruhm hingeben und nach Leipzig eilen, bloß um das himmlische Mädchen zu sehen. „Ich las deine Beschreibung gestern Abend im Bett, und diese Nacht erschien mir das Mädchen im Traum, und streuete Blumen über mich aus."

Millern drückten auch häusliche Sorgen; man wünschte, daß er Magister würde; ihn selbst verlangte dagegen aufs Land, wo er als Mensch, Prediger und Dichter am meisten Nutzen stiften könnte. Mutter und Vaterland riefen ihn zurück. So dachte er über Göttingen nach Ulm zu fahren, als Klopstock, von Karlsruhe kommend, eine Reise nach Hamburg vorschlug. Eilig brach Miller von Leipzig auf, traf „auf Flügeln der Liebe“ Ende März bei Voß in Göttingen ein, lebte ein paar Tage vergnügt mit den Freunden und zog am 4. April — „man wird des Abschiednehmens auf Universitäten so gewohnt, daß man zuletzt halb versteinert wird“ — mit dem großen Protektor über Hannover, die Stadt Kestners und Lottens, wo er unter der Maske eines Dr. Goethe auftrat, aber bald „entgoethet“ wurde. Die Stolberg warteten in Hamburg, und Voß kam in acht Tagen nach, froh erstaunt, „Wer hätte gedacht, daß in Hamburg einmal fünf Glieder des Bundes beisammen sein würden.“ Sie bewohnten mit Klopstock in einem Wirtshause drei Zimmer. Vergnügte Abende in Dichter- und Musikerkreisen, wo der liebe junge Freund bald eingeführt war, bei Büsch, Ehlers und Karl Phil. Em. Bach, dem Komponisten der Auferstehung, wechselten mit Theaterlustbarkeiten; kurz, Miller trieb sich in den besten Kreisen herum.

Im Sommer 1774 waren in Hamburg, das vor vierzig Jahren die erste deutsche Großloge eröffnet hatte, Stolberg, Hahn und Voß auf Schönborns Antrag und zu Klopstocks Freude Freimaurer geworden. Es war die Zeit, wo, wie Miller sagt, man die Schwärmer und Fanatiker höher als die gelehrten und kalten Vernünftler schätzte, aber neben Leuten dritten und vierten Ranges, wie Kauffmann und den „magnetischen Unfugmachern“, auch die edleren, mystisch-ethischen Verbindungen gediehen und aus allen Kreisen den Rosenkreuzern, Illuminaten und Freimaurern die Mitglieder sich anboten. Miller folgte dem Beispiele der Freunde. — Bei einem Fräulein Schmidt, die ihn

trotz Klopstocks verwandschaftlichem Zureden nicht erhörte, hatte er „Liebesanfechtungen“, — Hölty, gleich wieder neugierig und sorglich, erbat sich „doch etwas Aufschluß“ — und Anfang Mai schwelgte er in Wandsbeck bei Claudius und seiner Rebekka in Schäfer- und Bardenwonnen, d. h. er lag im Walde, atmete beim Schlag der Nachtigallen Blütenduft, trank, rauchte, schwatzte und dichtete. Am Himmelfahrtstage machte er die Elbfahrt nach Nienstädten mit, die Voß dann in einem längeren, zwischen ihm und Miller geführten, poetischen Dialoge besang. [12])

Diese vielbewegte Zeit kopirte er nun, obwohl er sich schwach fühlte, „wenn man von Klopstock würdig sprechen will,“ bis ins Kleinste mit einer unglaublichen Naivetät im letzten Teile des Akademischen Briefwechsels. Trautmann ist Miller und Dortchen Beneke Fräulein Schmidt. Der Schimmelmannsche Wald wird besucht, Claudius lädt Trautmann zu einem Lachsessen, der mit gutem Appetit zusagt und den Fall verallgemeinert: „man sollte zu ihm ziehen, wie man zu den Weisen Griechenlands zog, um echte Lebensweisheit zu lernen.“ Als er auf dem Jungfernstieg spazieren geht, stößt ihn Paul Balke plötzlich an: „Dort kommt Klopstock. Das Gesicht glühte und das Herz schlug mir bei dem Wort. Je näher wir dem großen Manne kamen, desto mehr zitterte ich. Klopstock lächelte schon von fern, mit der Liebe eines Engels, meinem Paul zu.“ Trautmann-Miller ist auf einer Lesegesellschaft bei Klopstocks zugegen, wo das ihm „unendlich liebe Stück“, die Ode an Daphnen „Wenn ich einst tot bin“ vorgetragen wird und fährt auf der Alster „mit Klopstock in einer Schüte!“ In Harvstehude erzählt dieser von Hagedorn: „wie er vier Jahre lang die Eiche, unter der er fast täglich saß, seines kurzen Gesichts wegen für eine Linde gehalten und auch als solche in seinem Gedicht Harvstehude besungen hat . . . . wie die Hamburger, wenn er unter dem Baume saß, vorbeigingen, um ihn nicht zu stören, und ihn nur den kurzen dicken Mann nannten u. s. w.“

In Ottensen naht sich Trautmann „mit heiligem Schauer dem Hügel, der die Geliebte des verschließt, der der Stolz und die Wonne unsres Jahrhunderts und aller nachfolgenden ist,“ Metas Grabe, damals das Wanderziel aller Klopstockgläubigen; er nimmt einen Strauß vom Hagedornbusche mit.[13])

Am 10. Juni machte sich Miller in Wandsbeck für eine lange Besuchs- und Geniereise, wie sie modern war, und für die Heimkehr nach Schwaben bereit. In Braunschweig sprach er bei den Leipziger Jugendgenossen Klopstocks, bei Zachariä, Schmid und Ebert vor. Lessing weilte gerade in Italien; Miller hatte ihn zwar in Leipzig aus der Entfernung gesehen, würde aber ihn, der als kühler, empfindungsloser Mensch mitsamt seinen verstandesmäßigen dramatischen Theorien von den Göttingern nicht geliebt wurde, kaum aufgesucht haben.

Die alten Freunde in Göttingen sah er nur kurz wieder, um länger in Münden Adieu zu sagen, wo er sich seit dreiviertel Jahren nicht sehen lassen und für die freudeleeren Tage eines Leipziger Winters schadlos zu halten hatte. Von Voß und Hölty, die im November beim Konrektor zwei glückliche Wochen verlebt, waren an Miller neiderregende Berichte abgegangen von einem fröhlichen häuslichen Sichgehenlassen, das besonders Hölty genossen, der mit seiner schönen, sanften Seele trotz des „allerhäßlichsten“ Gesichts das kleine Entzücken gewonnen hatte. Er schnäbelte, rauchte um den ersten Kuß eine ganze Pfeife Taback, trieb bei Pfänderspielen von der Schäferin vertrauliche Belohnungen ein, dichtete, wobei sie die Endreime stellte, und war so glücklich gewesen, wenn er bei ihr gehen oder sitzen und „in kindlich treuer Unschuld und Geschwisterliebe“ ihre Hand fassen konnte, daß Miller, bei der bloßen Beschreibung angst und bange, Voß um Gotteswillen gebeten hatte: „Gieb auf ihr Betragen gegen Hölty Acht, und auch auf seines! Schreib' mir alles aufrichtig!“ Der Freund entsprach und erzählte unter anderm, daß die Einem geäußert habe,

Miller könne sich im Ernst nicht verlieben, eine Behauptung, die ihn geschmerzt und die er durch die That widerlegen wollte, da die Trennung das schwankende Herz doch gefestigt und einer Neigung immer gewisser gemacht hatte. Anfang Juli traf er bei den Gastfreunden ein um Mitternacht, der gleich vier Stunden gemeinsamen Geplauders folgten. In den nächsten Tagen wanderten er und das Mädchen in dem Mündener Gelände, kletterten auf den waldigen Bergen herum, besuchten ihre Bekannten, lasen und übertrafen einander in entgegenkommenden, stillvertraulichen Gesprächen, so daß Miller ganz froh war, als er am Montag die Casseler Post, die mit einer Ladung frischer Heringe zu früh abgegangen war, verpaßt hatte und noch 24 Stunden bleiben durfte. Am nächsten Abend befiel die beiden Liebenden der Trennungsschmerz mit doppelter Stärke, ohne daß er jedoch, trotz des ersten heiligen und vieler weiteren Küsse, bindende Erklärungen gegeben hätte. Blitz und Donner hielten sie die Nacht über wach, der Vater ermüdet hinterm Ofen, während die beiden, in einer Ecke hockend, vor sich die Messiade, auf der die thränennassen Hände lagen, ganz im Stillen jene Wertherszene aufführten, und nach dem berühmten Muster bei dem Unwetter im Namen Klopstock ihre innersten Empfindungen aussprechen wollten. Sie verabredeten einen Briefwechsel; endlich um 4 Uhr stürzte Miller mit dem Vater, der in den letzten Stunden vergeblich zur Erheiterung Universitätsgeschichten erzählt hatte, voll wehmütigster Gefühle und nach heißem Abschied von Charlotte, so gut wie verlobt, auf die Post.

Über Wetzlar fuhr er nach Gießen zu Klinger, der damals an der Spitze der Genies sich feiern ließ, wie Einer, den die Natur ungefähr in Jahrhunderten nicht wiederholen könne. Er war anders geartet als die Göttinger, selbstbewußt, hartstirnig und rücksichtslos, ganz und gar unlyrisch, aber zu welch wuchtigen, dramatischen Fragmenten bereit! Miller bekam sie zu hören und stammelte vom Pyrrhus: „Das wird

ein Werk!" Die beiden Jünglinge, deren Gesichter überdies einander ähnelten, waren schnell verbunden, und Klinger hatte sich außerdem lange genug an den Pandekten und der Lehre de servitutibus „genarrt", um nicht gern mit tollen acht Tagen das Semester zu unterbrechen, mit Nachtfahrten nach Schloßtrümmern, mit Weingelagen an Quellen, diesen Genüssen verwöhnter Poeten, neben derb bürgerlichen Zechereien bei Bier und Sauerkraut. Niemand war vor Ihnen sicher; gute Freunde wurden „tüchtig abgesoffen", und mit der Außenwelt setzten sie sich durch übermütige Korrespondenzen in Verbindung, wie jener Brief an den „Mannvesten, ehrsamen und laut seines Porträts sehr Ehrwürdigen Herrn Philipsen Kaysser", den bekannten Züricher Musiker, zeigt, den die beiden Barden halb nackend bei der Hundstagshitze, in dickem Tabaksqualm gemeinsam schmiedeten. Miller riß Klingern nach zwei oder drei Zeilen jedesmal die Feder weg und so vice versa lange Seiten durch; ohne den Adressaten zu kennen, schlug er ihm ohne Weiteres vor, — so wie er in Münden von einem abgeschlossenen Dichterleben mit ein paar Auserwählten, der Einem und Voß, „all' auf einem Berge", gefaselt hatte — in der Schweiz mit Klinger eine Tragödienvorlesung und Musikaufführung zu veranstalten.

In Frankfurt wurden Lenz und Wagner, der Millers „Schattenriß dreien Mädel in Offenbach machte", seine Freunde; in Darmstadt empfingen ihn Merck und Goethe; letzterer mochte doch den windigen Gesellen ahnen, sie lernten einander kaum halb kennen. Miller meinte: „Kürze der Zeit und Umstände brachten uns nicht ganz zusammen." Anfang August wurde er in Ulm von seiner alten Mutter und von der Schwester, „einem braven, deutschen, ganz natürlichen Mädchen", willkommen geheißen. Nach bestandenem Vikarexamen erlag er aber schon im Oktober einem neuen Anfall von Reisefieber, als ihn die Stolberg baten, — die mit ihrem Freunde Haugwitz

eine Fahrt durch Süddeutschland und die Schweiz gemacht hatten, — sie in Zürich bei Lavater zu erwarten. Der war nun längst schon „so ein Mann, den unser einer auch kennen möchte"; „Meine Seele will nicht mehr im Körper bleiben, sie schwebt schon um mich herum", schrieb der sehnsüchtige Jüngling, der Anfang November bei den Freunden eintraf, und weil ihm die nun folgenden Tage so teuer und das Andenken daran so heilig waren, daß er sie nicht oft genug in sei Gedächtnis zurückrufen konnte, plauderte er umständlich über die Reise in seinem vierbändigen Briefromane, Carl v. Burgheim, 1778. Er läßt seinen Helden eben die Route einschlagen, auf der die Stolberg mit Haugwitz gezogen waren, (auch die Daten stimmen, Juli — September 1775) vom Thuner und Brienzer See über den Gotthard und seine Schrecken nach dem wallisischen Bad Leuck und durch die katholischen Kantone nach Zürich, alles voll Schwärmerei über das dichterische Arkadien „Mäßigkeit, Unschuld und wahre Freude wohnen hier sichtbar" und über die Freiheit, „Jeder Mann, jeder Knabe wird entflammt, wenn er das Wort Freiheit hört," wie es die Helvetiabegeisterung seit Haller und Rousseau nur verlangte. Auf dem Bernhardsberg wecken die widersprechendsten Empfindungen, an der einen Seite der Blick auf die freie, rauhe Schweiz und an der andern auf das paradiesische und unterjochte Italien. Nahe bei der Teufelsbrücke trifft Burgheim-Miller „das edle liebe Kleeblatt", man befreundet sich, und Fritz Stolberg, der immer als der hervorragendere geschildert wird, deklamiert seinen Freiheitsgesang, „der am schönsten von der hohen Stimmung seiner Seele zeugt. Er ist einer der erhabensten Gesänge, der je aus dem Herzen eines freien Mannes quoll." Burgheim prophezeit: „Deutschland wird noch staunen über die Geschöpfe seines Geistes und seines Herzens." Dann ziehen sie gemeinsam — und nun setzt ein, was Miller selbst mit erlebt hatte — zu Lavater, in dessen Gegenwart Burgheim „wie ein Betrunkener sitzt und aus

seinem Antlitz, aus seinen Reden, die Wonne mit allen Zügen" einzieht. Sie wohnen im Schwert beim Gastwirt Ott, besuchen vor der Stadt das Bauernhaus, in dem die Stolberg bei ihrem ersten Züricher Aufenthalt gewohnt und den Sitz an der Sihl, wo sie die Bibel, Homer und Ossian gelesen hatten. Dort läßt sich Burgheim von ihrem Aufenthalt in Göttingen erzählen und jammert, daß ihn das Geschick nicht auch in den Kreis jener edlen Jünglinge geführt habe. Sie gehen zum Nestor Bodmer, zu Geßner und Hottinger; und nun geschieht das Unglaubliche, daß in dem Romane Miller angemeldet wird, kommt, dem Burgheim gut gefällt und diesen zu einem Besuch in Ulm animirt. — [14])

Kayser, Miller und die Stolberg reisten dann über Schaffhausen, am Rheinfall vorbei, der zwar alle überwältigte, Fritz Stolberg aber bloß das wenig titanische „Süße, heilige Natur, Laß mich gehn auf deiner Spur" entlockte, nach Ulm, überließen der Teutschen Chronik ein paar Gedichte als „Denkmale ihres Hierseins", und trennten sich dann von Miller.

Mit dieser Reise war für unsern Helden die üppige Geniezeit endgiltig abgeschlossen. Er hatte bislang, vom Glücke begünstigt, mit leidlichem Geschick unter den Großen paradirt und im bacchischen Zuge graziös den Thyrsus geschwungen. Nun erhob das Leben, das ihn so munter getragen hatte, seine strengen Ansprüche. Die beschworenen Ideale sollten im Alltagsdasein die Kraft erproben und die Gelübde sich in Handlungen umsetzen, nach denen die Göttinger Cohorte — „wir thatenlose aber thatendürstende Jünglinge", denn „That wird gewiß immer der Hauptzweck des Bundes sein" — gelechzt hatte. Boie hoffte das Beste von den scheidenden Bundesgliedern: „Die jungen Dichter . . . werden nun in einem erweiterten Gesichtskreise, unter verschiedenen Menschen sich mehr ausbilden, allgemeiner in ihrem Tone werden." — Wir wollen sehn, wie Miller bestand. [15])

Heimat — Amt — Alter.

Zunächst mußte er mit seinem Herzen ins Reine kommen. Die frühere Ulmer Liebe, in die sich während der vier Jahre — ein Beweis für seinen guten Geschmack! — ein halbes Dutzend Jünglinge vergafft hatten, sah er bald nach der Ankunft, „im Donauhain“, wo des „Sonntags ein großer Teil des (!) Frauenzimmers hingeht und Kaffee trinkt“, an einem Tisch unter einem Baum wieder „und ward wenig darüber bewegt. Alle Leute, die von unserer alten Liebe wußten, sahen auf mich. Beim Nachhausegehn ging ich eine Zeitlang dicht hinter ihr, weil ich in dem engen Wege und der vielen Leute wegen nicht nebenaus gehen konnte. Das Herz schlug mir und mein Gesicht glühte. In einiger Entfernung blieb ich stehn ... drehte mich um und sah sie steif an. Wie eine Göttin kam sie mir langsam und majestätisch vorüber, indem sie sich durchs Gespräch mit ihren Freundinnen zu zerstreuen suchte“. Seine rührigen Landsleute „schnallten“ ihm unterweilen ein Mädchen nach dem andern an. Die Hamburger und Göttinger Wunden verharschten, und nur über das kleine Entzücken bestanden noch die alten Zweifel — als ihm, der so lange herumgeschleudert worden, endlich geschah, wie er es verdiente: Er wurde, seine Worte zu gebrauchen, von Gott „gesegnet“ mit der Liebe einer reizenden sechzehnjährigen Schwäbin, der Ulmer Waise Anna Magdalena Spranger, die ihn bestimmt „ganz glücklich machen würde“.[16]) Das Mündener Verlöbnis — die Einem „hätte sich nicht in Schwaben und die hiesige simple Lebensart schicken können“ — wurde kurz abgebrochen zu Vossens Verwunderung, der übrigens das Mädchen bedauerte, dem Millers allenthalben versengtes Herz am Ende zu teil würde. Hölty dagegen, der am 4. August 1776 mit einem „Posaunenschall“ den toten Briefwechsel hatte aufwecken wollen, nahm noch auf dem Sterbebette (er erlag seinem Brustleiden am 1. September 1776) an den jüngsten

Minneempfindungen des Freundes den gewohnten Anteil: „Es wird mir immer so wohl ums Herz, wenn ich höre, daß einer von meinen Freunden ein hübsches Mädchen lieb gewinnt.“ Er fragte bei Miller an: „Du hast wohl im Erguß der Liebe und unter den Blüten des Frühlings eine Menge Lieder gesungen.“ Und das kleine Entzücken? Es ließ nach diesen Ereignissen lange nichts von sich hören, dann mochte es sich mit Millers Untreue versöhnt und jene Liebeleien nicht allzu ernst genommen haben. Eine freundliche Bescheidenheit kam ihr zur Hülfe; sie wollte mit dem Dichter doch nicht ganz brechen, und 10 Jahre später, als sie, vergeblich von dem Westfalen Sprickmann umworben und von Lotte Kestner für Boie bestimmt, in Erfurt endlich Frau Emminghaus geworden war, schrieb sie dem Ulmer einen langen Brief, der liebenswürdig alle Schuld auf sie und ihren Vater schob, bei dem Miller von Übelwollenden in ein falsches Licht gestellt worden sei. Sie blieben befreundet und standen bis 1804 in Briefwechsel. Noch im späten Alter trug sich die Frau mit der Erinnerung an jene freudevollen Tage des Hains, wo sie, dem guten, einsamen Hölty ein „Bild der Freude“, als einfache Muse die jungen Stürmer begeistert und auch, ein Mädchen, unbefangen der Zeit gegeben hatte, was not that, ein empfindsames Liebesleben. Leider wurde sie durch äußere Umstände gehindert, diese wichtigen Teile ihrer Selbstbiographie über Ansätze fortzuführen. Sie starb inmitten einer zahlreichen Familie 1833.

Aber statt in Gedichten, preßte Miller seine neuen Erfahrungen mit reger litterarischer Thätigkeit in unförmlichen, doch einträglichen Romanen aus. Die „Geschichte der Zärtlichkeit“ und der Siegwart eröffneten 1776 den Reigen, schon in Leipzig von Vetter Weygand angeregt und in Tagebüchern vorbereitet; der Akademische Briefwechsel folgte im gleichen Jahre, und Carl von Burgheim, in Richardsons Stil, machte den Beschluß mit 2300 Oktavseiten, die unter fortwährenden Gedanken an zu-

künftige Arbeiten moralisierender Art, wie „Breitenthal oder die Folgen des Zweikampfs“ oder ein ländlich-häuslicher Roman im Geschmack des Vicar of Wakefield, hastig hingeworfen wurden. Nach 1780, als die schwereren pekuniären Sorgen von ihm genommen waren, hörte er mit kleinen, dumpfen, lehrhaften Schriften auf, der Anna Storchin oder der Verläumderin, Karl und Karoline, dem Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohne, und dem öden Buche für Handwerker und Leute aus dem Mittelstande Gottfried Walther.

An seinem Berufe fand Miller wenig Freude; fünf Jahre lang wartete er als Vikar auf eine feste Anstellung und mußte sich und die Seinen außer durch Schriften, durch reichliche, oft bis zu sieben den Tag erteilte Privatstunden zu erhalten suchen. Cabalen seiner Vorgesetzten, die sich scheuten, dem „Liebesschriftsteller“ eine Gemeinde anzuvertrauen und die beschwerliche Konkurrenz mit vielen Bewerbern wiesen ihn 1777 an „Badens Friedrich“, den frommen, poetenfreundlichen Fürsten. Mit einem gewissen Selbstgefühl glaubte sich der Autor des Siegwart dort „Aussichten zu einem nahen und dauerhaften Glücke“ öffnen zu können. Miller wurde gut aufgenommen (der Besuch fehlt nicht im Burgheim, — dessen Held auf der Rückfahrt von der Schweiz bei Karl Friedrich vorspricht und einen Einblick in „die wahre Majestät“ der Person des Fürsten und in Karlsruhe als einen „Sitz der Weisheit, Tugend, Mäßigkeit und des wahren guten Geschmackes“ erhält —), und im nächsten Jahre sicherte man ihm eine Anstellung im Badischen, freilich erst nach einem neuen Examen, zu, auf das er aber mitsamt dem Amte, froh „allen theologischen Wust“ vergessen zu haben, verzichtete. Am 18. April 1780 wurde er endlich zum Prediger der Filiale Jungingen bei Ulm ernannt, die leider kein eigenes Pfarrhaus besaß, so daß er in der Stadt wohnen bleiben mußte. Am 27. Juni heiratete er. Wir nehmen die weiteren Daten vorweg: Im August 1781 übertrug man ihm am Ulmer Gymnasium die

„ganz unangemessene" Professur für Naturrecht und statt des Junginger Amtes im Dezember einen Lehrstuhl für Griechisch. Am 19. Juli 1783 wurde er außerdem Geistlicher am Münster in Ulm, denn aus Sparsamkeitsgründen pflegte man damals Prediger- und Lehramt in einer Person zu vereinigen. In der bairischen Zeit 1804 vom Konsistorialrath zum Distriktsdekan befördert, mußte er sich während eines ganzen Jahres die Frühpredigerstelle an der entlegenen Dreifaltigkeitskirche und eine Schmälerung seiner Einkünfte gefallen lassen, kam aber 1810 unter wirtembergischem Regiment als geistlicher Rat und Dekan für Ulm wieder ans Münster zurück.

Sein Amt war ihm nicht mehr und nicht weniger eine handwerksmäßige Frohne. Denn wenn auch 7 Geistliche am Münster Jahr für Jahr an den erforderlichen 500 Gottesdiensten mitarbeiteten, welche die seit der Reformation weggefallenen Messen vertraten, so konnten doch auf Miller im Jahre 1786 ungeachtet vieler Nebenpflichten gegen 100 Predigten fallen. Das Ideal des poetischen Landlebens, die idyllische Dorfpfarre war ihm, der mit seinem ursprünglich gefühlvollen, teilnehmenden Wesen wohl dahingepaßt und mit den Bauern hätte anspruchslos leben und sterben mögen, versagt worden; und in dem „alten berauchten Münster" eine große, oft wechselnde Stadtgemeinde zusammenzuhalten, gab er vornherein auf, da er die Zuhörer „nicht einmal ihrem Charakter, ihrer Gesinnung und ihren Bedürfnissen nach kenne." Das beengende reichsstädtische Ceremoniell, das den natürlichen, gutmütigen Frohsinn der Bürger zu ersticken drohte, die Verläumdungssucht und der kleinstädtische Krieg Aller gegen Alle ekelten ihn an; aber vergebens suchte er nach der Schwungkraft der Seele, sich über diese Widerwärtigkeiten wegzusetzen, und wurde mit den Jahren mürrisch, unmutig und ungeduldig gegen die Angehörigen und rechthaberisch, ja zänkisch im Verkehr mit seinen wenigen Freunden. Trockenheit, ein gewisser Stolz und Mangel an Lebensart enttäuschten manche, die wie Stäudlin

von dem „berüchtigten Engelsmaler“ Lieblicheres erwartet hatten. Seine Gattin, ein treffliches und gutherziges Weib von schlichtem Verstande, ehrte mit rührender Treue in ihrem Manne immer noch den gefeierten Schriftsteller, obwohl er ihren Zärtlichkeiten oft genug frostig lohnte. Stäudlin — „dem das Schlänglein Spott um die Lippe sich windet“, wie ihn Schubart charakterisirt, — erzählt, daß, als sie einmal bei einem Späßchen aus vollem Halse lachte, Miller ihr solches verboten: „Madam, das ist kindisch“, und einem Kusse, der ihn bei einer Pfeife Tabak überraschen sollte, gewehrt habe: „Was soll das ewige Geküß: Du löschest mir gar meine Pfeife aus!“ Die Gescheuteren in Ulm glaubten gar, daß die alte Liebe, inzwischen an einen Landgeistlichen verheiratet, nicht vergessen sei. Die Wonnen des Haushalts mit Weib und Kind, wie sie ihm der beglückte Voß ausmalte, blieben aus, und die schöne Hoffnung aus dem Jahre 1779, daß seine und Vossens Jungen einst Brüder auf der Universität würden, wie es die Väter gewesen waren, wollte sich nicht erfüllen.

Die religiösen Anschauungen wurden seichter und seichter; die jugendlichen Schwärmereien fielen samt der Lavaterverehrung und der Freimaurerei von ihm ab, und die trostreiche Bibelgläubigkeit zerfloß in die haltlosen Unklarheiten und Wortfechtereien seiner „durch Christi Ansehen bestätigten Vernunftreligion“. „Christus ist mein Herr und Gott, aber gar nicht, wie die Dogmatik uns von ihm sagt. Auch Erlöser ist er mir, in weit umfassenderem Sinne und doch auch wieder nicht.“ Die Kollegen verübelten ihm solche nichtssagenden Sätze als elenden Naturalismus. Auf der Kanzel paßte er sich der durchschnittlichen Fassungskraft seiner Zuhörer glücklich an: „je näher der Ton einer Predigt — bloß das Pöbelhafte weggenommen — an den Ton des Umgangs grenzt, desto besser“; das beweisen auch seine 1786 erschienenen Predigten für das Landvolk. Vom Bilde oder Gleichnisse, das er aus dem Landleben

und Ackerbau nahm, — in bewußter Nachfolge Christi, der zu seinen Reden immer durch die Gegenstände veranlaßt würde, die seine Zuhörer gerade umgäben, oder womit sie sich selbst beschäftigten, — leitete er in übersichtlich geordneter Rede zum abstrakten Satze und zur Glaubenslehre über, ohne rednerische Zierraten oder poetisch-prosaische Blümlein, aber wohl Alles kirchlicher und optimistischer färbend, als es seine Überzeugung war. Der Junginger Pastor wurde von den Bauern in der kurzen Zeit seines Amtes herzlich geliebt. Enthusiastisch rühmen ihn „Volkmars Bekenntnisse" [17]), wenn er als Samstagabendprediger in der Dämmerung auf der Kanzel gestanden und durch den melodischen Klang seiner Stimme die Herzen gerührt, oder wenn er die Beichte abgenommen habe. „Bedeutender tritt er in meiner Erinnerung als Professor der kirchlichen Dogmatik, wo ich ein siebzehnjähriger Jüngling zu dieses Gamaliels Füßen saß." Kritischer berichtet Caroline Schlegel, die mit ihrem Gatten 1809 Ulm passierte und das Münster bestieg, wo eben Martin Miller predigte: „von den Unannehmlichkeiten und Beschwerden des Lebens; und die Ausführung schien mir so wenig neu, wie der Text."

Er selbst empfand schmerzlich das Zwiespältige seiner Lage; ununterbrochen strömen im Briefwechsel mit Voß die Klagen: „Ich bin ein Hund, jeden Tag an siebenfache Ketten angeschmiedet"; später nennt er sich „Adler" oder „lieber nur Schwalbe und Lerche mit gelähmten Flügeln.. ich fühle, was ich sein könnte und nicht sein kann und darf". Anfangs machte ihm die Geliebte den Zustand erträglich, dann suchte er ihn in einer bequemen Lebensart zu verwinden; und als die Schreibseligkeit aufgebraucht war, verdämmerte er bei einer Pfeife über der Lektüre von allerhand Tagesschriften. [18]) Nur manchmal kam es wieder wie ein Bedürfnis nach Thaten über ihn und er schrieb: „Was ich der größeren Zahl der Zeitgenossen nicht werden konnte, will ich, so lang ich hier zu bleiben habe, dem

kleineren, engeren Kreise meiner Lieben und auch mir selbst zu sein versuchen". Die litterarische Gesellschaft, die er nach seiner Ankunft gegründet hatte, um die Interessen des Geistes gegen die schwerfälligen Patricier zu verfechten, ging bald ein; die Teilnahme für Altdeutsches bethätigte er nur noch praktisch beim Brande einer Bibliothek, wo er die Handschrift des Welschen Gastes rettete, und sein Verhältnis zu Klopstock erkaltete, seit er den Glauben an die Vollkommenheiten der Messiade verloren hatte.

Auch die Lyrik verstummte. Er hatte ihr Ende schon in Göttingen vorausgesehen, sobald er der Liebe Lächeln, mit dem ihn die Freunde beglückt hatten, missen würde:

„Da wird des Sanges Quelle bald versiegen,
Die, vorgelockt durch Euren Ruf,
So heiter floß . . ."

und statt wie die andern durch Spiel und Sang, beschloß er prosaischer, durch sein Leben Tugend zu lehren. Die Liebe zur Spranger gab ihm zwar noch einige leere Lieder an „die Heilige und Holde" ein. Vergebens kam Voß, sich von dem alten Streiter, Cumpan und Mitbarden, von dem Meister des Lieds im Kampf gegen die Afteralmanache unterstützen zu lassen, und rief: „Erwache, Brutus!" [19]) Miller schickte ein paar schartige Waffen, seinen guten Willen zu zeigen, so im Sehnsuchtsdrang ein fragmentarisches „An Voß", ungeändert wie es seit 10 Jahren in seiner Handbibel gelegen hatte; und als Voß vor seiner Hochzeit Millern im Traume hatte die Harfen stimmen hören und ihm davon erzählte: „Ein Carmen wirst Du vermutlich singen", war das doch nur ein Traum gewesen. Das wenige Neue, was er sich abnötigen ließ, kritisirte Voß freimütig und bat, statt des übermäßigen Allegorisirens, um jene alte, „freundlich-helle Darstellung innerer und äußerer Gegenstände", schob aber alle Schuld auf „das verfluchte Junkernest Ulm", das Millern zum Schaffen eines warmen Liedes Ruhe

und Heiterkeit raube. Die geistlichen Gesänge für den Landmann, einem größeren Publikum 1783 versprochen, blieben aus samt dem „besseren, vollkommneren Liederbuch“, das er „auf dem Altar der Allernährerin und Allbeglückerin (der Natur!) niederlegen wollte“, und zu dem alles Göttingische nur die klangvolle Vorrede hatte sein sollen.

So resignirte er, als die Kraft abnahm, und freute sich dabei neidlos an Vossens und Stolbergs poetischer Überlegenheit, zufrieden, statt die ganze „Welt zu erleuchten“, in Ulm als „Laternenlicht“ auszuhängen und für Hochzeits- und Leichencarmina in seinen Landsleuten zahlungsfähige Abnehmer zu finden.

Die Leipziger Theaterpläne meldeten sich von Zeit zu Zeit, vornehmlich, als sich Stolberg im Drama versucht hatte; zwei-, dreimal setzte er an, blieb aber immer wieder stecken und wußte bald schon nicht mehr die Entwicklung: „Die Scene war in Hamburg, und es war auch ein Säugling im Stück, der und dessen betrogene Mutter manchmal gute Wirkung hätten thun können. Doch adieu Theater!“ Es war noch das alte, der Geniezeit geläufige Thema der Kindesmörderin, von Wagner und Sprickmann bearbeitet, von Bürger geplant und nicht übergangen in Schillers Jugendgedichten. Auch die Helden des Akademischen Briefwechsels tragen sich mit dramatischen Entwürfen; durch die Kleinstädterei satirisch gestimmt, will Friedeberg einen Geizigen von der häßlichen und lächerlichen Seite, Schreiber, als ein zweiter Lenz, die Leiden einer Hofmeisterstelle vorführen.

Dagegen suchte Miller in urteilsloser Weise jungen, unbemittelten Leuten, die er für naturwüchsige Talente hielt, aufzuhelfen; schon in den holprigen Versversuchen des Musikus Kayser bestach ihn die Simplicität und Unschuld; und mit dem Schmerzgestammel eines Hutmachers Städele aus Memmingen über Höltys Tod behelligte er Voß, „denn für aufkeimende Genies sollte der Almanach immer ein Pflanzort sein“. Voß aber

wollte in Zukunft seinen Musenalmanach vor derartigen Zusendungen bewahrt wissen: „Geschrei und Verzerrung macht nichts aus."

Sonst ergaben sich wenige Anknüpfungen. Landadlige, wie die Grafen Fugger auf Oberkirchberg in der Nähe von Ulm, suchten anfangs die Bekanntschaft des Dichters und wurden zum Dank in den Burgheim als Familie von Mainburg mit zwei Töchtern eingeführt. Vetter Gottlieb Dietrich vergaß in der Heimat alle ehemaligen Freundschaftsbeteuerungen, las französische Bücher und machte aus sich „einen Schandfleck der Schöpfung". Er heiratete eine reiche Base und brachte obendrein den im Leben ungewandten Dichter um eine Erbschaft. Ausgelassen hatte sich auf Millers Rückkehr nach Ulm Schubart gefreut und die Leute in ganz Schwaben für ihn eingenommen. Er war bezaubert von dem schönen Jüngling, dessen anmutigvolles, ovales Gesicht mit seinen artig geschwungenen Linien Lavater einmal silhouettirt hat. Im August 1775 in einer Gesellschaft gefragt, ob Miller schon angekommen sei, jubelte er heraus: „Jesus ja! war schon bey mir und hat mich gern, und trägt rundes Haar, und hat ein allerliebstes, seelenvolles Gesichtgen, und raucht Toback und hat ein Herz, so weich und gefühlvoll wie seine Muse . . . und ist — Hopsa Mariandel! — mein Freund." Er verkehrte viel mit dem „goldigen" Miller, der dem wankenden Christen mit religiösen Gesprächen, dem Lebemann und prahllustigen Gesellen durch Ermahnungen und besseres Beispiel aufhalf: „Schubart, Du hast keine Grundsätze!" Schubart's Abenteuer mit Klavierschülerinnen, die der verheiratete, heißblütige Mann „nur so aus Laune und Behaglichkeit" zu küssen pflegte, brachte Miller im Akademischen Briefwechsel unter, wo Dörner deswegen mit seiner Frau in gelegentliche Konflikte gerät. Übrigens war er froh, eine Entschädigung für die Göttinger Freunde und einen Begleiter auf seinen naturbegeisterten Spaziergängen gefunden zu haben; das „Zween und zween bleiben wir gewiß zusammen", was ihm ein

dunkles Gefühl in Hamburg verheißen hatte, schien sich in anderem Sinne zu verwirklichen. Da wurde Schubart im Januar 1777 auf Befehl des tyrannischen Karl von Würtemberg in den Kerker auf Hohenasperg entführt, nachdem er von Ulm nach Blaubeuren gelockt worden war; von Cannstatt aus bat er den Freund, sich seines Weibes und seiner Kinder anzunehmen: „ich kann es nicht mehr, denn ich bin gefangen“. Den Zettel unterschlugen die Behörden; aber auch so spielte Miller nicht den „schlechten Gesellen“, wie es das empfindsame Volk, „kommt die Gelegenheit“, nach den Xenien thun sollte. Um die trostlose Lage des Gefangenen zu erleichtern, führte er uneigennützig die Teutsche Chronik weiter, die sich freilich ohne den glänzenden Witz und die improvisatorische Schreibart ihres Gründers nicht lange halten konnte und verwandte sich brieflich für den Gefangenen bei Klopstock, der beim Herzoge petitioniren sollte. Die Frau Helene Schubart unterstützte er während ihrer zehn langen einsamen Jahre in That und Wort und schrieb lieb- und lehrreiche Briefe an die verwaisten Kinder. „O wie wahr ist's, daß ein wahrer und guter Freund ein köstlich Ding ist; so kummervoll elend mein Leben auch ist, will ich doch aufs Neue Mut fassen, Gott zu lieben, so lange es solche Menschen giebt, wie Sie, mein Teurer,“ dankte die Mutter[20]). — Schubart feierte Miller dafür in Gedichten, deren eins, mit der Lichtputze geschrieben, von seinem Wächter Rieger konfiszirt wurde. Herzlich war das Wiedersehen, nachdem Schubart endlich 1786 in Freiheit gesetzt worden war; aber eine intime Fortdauer des Verhältnisses hinderte die örtliche Trennung, als der Entlassene nach Stuttgart als Hofdichter berufen wurde.

Die vielen auf den Geniereisen geknüpften Fäden rissen ab. Einen letzten Triumph der Empfindsamkeit feierte Miller mit dem Kraftapostel Kaufmann, der ihn im Januar 1777 mit Lavaters Empfehlungen heimsuchte. Voß und Claudius hatten schon damals Zweifel über den Wundermann; Miller verschrieb

sich aber diesem „Abgesandten Gottes an die Menschen“ mit Leib und Seele. Der fand sich schnell und trefflich in des neuen Freundes schwache Seiten, wie er denn bei der Spranger, zu Millers Entzücken, „beim ersten Anblick ihre Reinheit, Unschuld und das Suchen ihrer Seele in der meinigen“ weg hatte. 1778 und 1782 sprach Klinger, der im kaiserlichen Heere stand, auf kurze Zeit vor. Im Sommer 1788 schickte ihm Voß den „freundlichen Natursänger“ Salis zu, in dessen Gedichten, voll Grabgedanken und Lebensfreude, er nicht mit Unrecht seinen Liebling Hölty auferstanden glaubte; Matthisson nahm Millern auf Besuchen in Ulm zu mehreren Malen (1787, 1794, 1803) in seine „geistige Porträtsammlung ausgezeichneter Menschen“ auf. 1789 kam sogar Nicolai, der die jugendlichen Angriffe auf sein kritisches Richteramt längst vergessen hatte. Millers Haus war gastfrei. Der Wirt hielt sich für das Vergnügen seiner Besucher an eine Art Programm: gewöhnlich schlossen sich der Besteigung des Münsters, das unter den alten Gebäuden der Stadt in Riesengestalt hervorragte, „wie einer von den ersten Stammvätern, der seine Ur- und Guckenkeln um sich her versammelt hat“ [21]), Spaziergänge auf dem Stadtwall an, mit einem Blick auf die fernen, blauen Alpen, nach denen die Reisenden meistens von Ulm aus weiter zogen, als Bestes aber warteten zu Hause bei einer Flasche Wein Erinnerungen aus den Göttinger Zeiten, „und sieben Olympiaden treten hinter ihm zurück in verhüllende Nebel“. Matthisson war beglückt durch die Erlaubnis, an dem selben Pulte auf der Mappe schreiben zu dürfen, die einst für Hölty als Unterlage gedient und die Miller als „heiliges Zeichen der Freundschaft“ aufbewahrt hatte. Salis bekam sogar Manuscripte von Hölty zu sehen.

Im August 1791 begrüßte Miller nach sechzehnjähriger Trennung seinen Stolberg, der auf einer Reise nach Italien begriffen war. Er hatte sich über Millers Indiskretion eine Zeitlang recht geärgert („im Burgheim hat er meinen Bruder

und mich jämmerlich vorgeritten") unter Beistimmung Vossens, der rückhaltlos „den Roman und die Art, wie du den Bund und namentlich die guten Stolberge produzirst", für eine Sünde gehalten hatte. Das wurde nicht mehr nachgetragen. Stolberg wollte sich unter falschem Namen bei Miller melden lassen, aber dieser ließ sich nicht täuschen und erkannte den Freund gleich von der Treppe aus. Fritz, „der so ganz und herzlich Geliebte", jung und frisch wie vor 16 Jahren, besaß noch die auffahrende, aufbrausende Kraft, von der im Gespräche, ganz wie früher, auf Miller ein anregendes Teilchen strömte: „Stolbergs Geistes- und Herzenssonne, wäre sie mir näher, würde doch vielleicht die Eisrinde um mein Gefühl wieder auftauen." Sie empörten sich gemeinsam über die entartete französische Freiheit, ohne Feinde der Menschenrechte zu sein. Die religiösen Differenzen zwischen Stolberg und Voß suchte Miller auszugleichen: man müsse auf die Quelle sehen, aus der bei Stolberg Alles, auch der Irrtum komme, auf die Liebe für Wahrheit und Menschheit. Er wollte um keinen Preis die alten Bundesreste von einander gerissen sehen, und es schmerzte ihn, daß „zween der Ersten und Besten aus der unermeßlich großen Masse der Menschheit" sich mißverstünden. Voß aber schnitt der Ulmer Vermittlungstheologie, die ihn der Unduldsamkeit beschuldigte, das Wort ab; Miller sollte weder ihm noch seinem Geliebten, „der mir durch seine Unbiegsamkeit gegen Andersdenkende oft einen Seufzer auspreßte", wieder zum Frieden reden. — Leider wurde dieser „froheste Tag seines Lebens", wo Fritz bei ihm war, durch das Krankenlager von Millers Schwester getrübt, die denn auch bald nach Stolbergs Abreise am 20. August starb. Ihre jüngste Tochter nahm Miller in sein Haus.

Als Stolberg sich 1800 wirklich „unter das Joch des Usurpators auf den sieben Hügeln" gebeugt und auch Miller mit ihm hatte brechen müssen, da schlossen er und Voß sich mit erneuter Herzlichkeit zusammen. Alle übrigen waren tot oder von

den Idealen abgefallen: Cramer „mäkelte" mit Büchern in der Stadt, „aus der von jeher, besonders aber seit den letztern 10 Jahren alle möglichen, die Menschheit verpestenden Greuel ausgingen", d. h. er war buchhändlerisch in Paris thätig; Haugwitz stand an der Spitze einer Deutschland feindlichen Politik, — nur unsere beiden Alten knieten noch andächtig vor den Heiligtümern ihrer Jugend. Miller beseitigte die Mißverständnisse, die sich Stolbergs wegen zwischen ihn und Voß geschoben, glaubte inmitten „der hundertfachen Laster und Abscheulichkeiten des fluchwürdigen Krieges", der ihn aus einem Republikaner in den Unterthan eines Fürsten verwandelt hatte, „mit der Wärme, wie ehemals, an Treue, Tugend, Kraft und Freiheit", und war „noch immer Deutscher und Schwabe lieber als Alles andre auf der Welt". Voß hatte diese Versicherungen kaum gehört, als er plante: „wir müssen uns wiedersehen und Alles durchsprechen, wie Odysseus und Penelopeia: hier oder in Ulm". Beim Weine wollten sie mit einander singen, „Lieder von Hagedorn, Miller und Voß und unserm Hölty", und freundschaftlich bedang er sich, wenn sie auf Millers Studierstube zusammenkämen, durchaus dasselbige aus, wie einst in Göttingen: „Kein Licht, kein Kohlfeuer, sondern Ulmer Schwamm und wenigstens ein Lied." Die Frauen sollten als Bundesschwestern teilnehmen, und für die entschlafenen und abwesenden Freunde Stühle bereit stehen.

Und am 29. August 1804 trafen er und Ernestine wirklich in Ulm ein. Der schlanke Student der Theologie von 1774 war freilich zu einem runden Kirchenrat ausgewachsen, der wohl Zunder, doch keine Lieder mehr hatte beschaffen können; aber bald hieß es gegenseitig: „Du wirst mir täglich mehr der alte". An den beiden Sonnabenden ihres Zusammenseins hielten sie Bundestag; Voß legte die alten Bücher vor; Miller war leider gerade kurz vorher durch einen unordentlichen Menschen um die seinen gekommen; und am 12. September gedachten sie feierlichst (auch der steifgewordene Vetter, nun Herr Oberjustizrat von

Miller fand sich ein) der Gründung; sie kritisierten und sprachen über litterarische Fragen, wobei Voß redete und Miller, dem inzwischen das Alte fremd und Neues nicht mehr bekannt geworden war, friedsam Beifall nickte; den Schluß machten Entwürfe zu künftigen Arbeiten! Am 17. September schied Voß, mit Grüßen an Millers schwäbischen Landsmann Schiller und unter der Verabredung, sich womöglich im nächsten Jahre schon in Jena oder in Würzburg wiederzusehen.

Die Korrespondenz schien reger werden zu wollen, und als am 9. März 1805 unerwartet Millers Lebensgefährtin starb, tröstete Voß den Freund aufrichtig und schmerzbewegt mit der Aussicht, daß er bald nach Heidelberg ziehen und sich in der Nähe des Verwaisten niederlassen würde. Miller hielt sich aber nicht lange ehelos, denn schon am 29. Juli 1805 mußte er sein Dienstmädchen Magdalene Kröner heiraten, die ihn – laut Kirchenbuch — bereits Ende November mit dem ersten Buben beschenkte. Voß blickte erkältet von dem Satyrspiele weg und mochte widerrufen, was er vor Jahren so zuversichtlich behauptet hatte: „Mein Miller kann seiner nicht unwürdig wählen.“ [22]) Eine letzte Anknüpfung ergab sich 1809, als der Freund ihm Saumseligkeit vorwarf: „Lieber treuer Bundesgenoß, zweifle nicht an der Liebe deines unveränderlichen Bruders“, antwortete Voß versöhnt. Doch das Schreiben war beiden keine Lust mehr; mit dem 3. November 1810 [23]) schloß man von Ulm aus ab. Eine Fahrt, die Miller nach Heidelberg im Sinne hatte, unterblieb, dafür besuchte ihn noch im selben Jahre Vossens Sohn Heinrich und fand „einen spröden Philister“.

Nicht sonderlich waren die Ulmer Bürger mit der Lebensführung ihres geistlichen Hirten zufrieden, als er gar nach dem Tode der zweiten Frau eilends die dritte und letzte, eine Pfarrerswitwe heimführte und so alle Sentimentalitäten seiner Jugend gründlich verleugnete. Von den beiden Kindern aus der vorigen Ehe blieb Fritz Ernst, das Patenkind von Ernestine Voß, in

Ulm, wo er 1867 als Registrator starb, Rieke kam 1811 nach Kiel zu der verwandten Familie des Prof. Gensichen. Endlich, am 21. Juni 1814 siedelte Miller nach kurzer Krankheit infolge „gänzlicher Entkräftung" in „jenes selige Land voll Seen, Rebengebürgen und Lauben für ein paar Freunde und ihre Freundinnen" über, zu Wonnen, vor denen ihm in Briefen an Voß oft geschwindelt hatte: „Ach, da wird der Bund nach vorhergegangener Sichtung wieder erneuert werden; da wird uns die ewig grüne Eiche umschatten, Rosen werden uns bekränzen . . Den Kreis, den wir um die Eiche her schließen, wird kein trennendes Schicksal mehr zerreißen. O, wie groß und weit wird dann der Kreis sein! Sokrates und Plato, Homer und Ossian, Eschilbach und Walther, Shakespeare, Virgil und Petrarca — und wer will die Edlen alle nennen? — werden an Höltys und Hahns Hand kommen und ihre Hand in die unsre brüderlich legen, und unsre Weiber und deine und Fritzens Kinder werden einander begrüßen und einen Bund gleich dem unsrigen schließen . . ." [24]) Hienieden aber wurde er von keinem mehr entbehrt. Litterarisch fast vergessen — schon 1794 war er in der Bürgerschen Antikritik unter den „Brüdern in Apoll" übergangen — hatte er umsonst geglüht, „der Enkelin zu tönen." Nur Matthisson [25]) fand sich, immer gern in Göttinger Spuren schreitend, wie er in Hannover vergebens nach Höltys Grab geforscht hatte, auch in Ulm ein und feierte 1822 mit Ludwig Neuffer, Millers Nachfolger am Münster, dem Dichter und Freunde Hölderlins, im Gesellschaftsgarten das Andenken des Geschiedenen: „Aber Niemand konnte mir die Stätte zeigen, wo sie die Reste des lieblichen Sängers, von dessen Liedern sogar im Munde des Volkes noch manche fortleben, der Erde wiedergaben. Nicht einmal ein schlichter Sandstein macht das Grab des Mannes kenntlich, der im Bundesvereine mit Bürger, Voß, den Stolbergen und Hölty zur Herbeiführung einer der erfreulichsten Epochen vaterländischer Poesie nicht unkräftig mitwirkte."

Die Gedichte Millers und der Haingenossen.

I.

Am 11. August 1783 meldete Stolberg an Voß: „Bojunculus (der jüngere Boie) schreibt mir, Miller habe einen großen Band Gedichte ediret. Thut es nicht weh, wenn ein Freund dem Ungeheuer Vergessenheit so große Klöße in den Rachen wirft?“ Ein hartes Urteil über den ehemaligen Bundesbruder, den er vor 10 Jahren, im November 1773, als den besten Dichter begrüßt hatte — „Kein Deutscher hat seinen Liedern den sanften, natürlich melodischen Fall gegeben,...... so viel Herz in sein Lied gelegt“, — aber ein gerechtes, wenn man bloß den ästhetischen Maßstab legen wollte. Die Lieder sind verkrüppelt und künsteln, statt in frischen Naturlauten zu singen. In Millers Schäferhüttchen mag das heutige Empfinden nicht mehr folgen; die göttingische Begeisterung wirkt fast lächerlich auf den Unbefangenen; und in den Liebesliedern versteckt sich das echte Gefühl hinter Worte. Man darf es Redlich, der sich um die Textkritik der Göttinger Dichter so verdient gemacht hat, nicht verargen, daß er den Plan zu einer vollständigen Sammlung der Millerschen Lieder wieder aufgab; denn es ist nur ein bescheidenes Häuflein aus der Masse, das, mit Klopstockschen und mit Bundeselementen durchsetzt, für die Bewegung der siebziger Jahre aufschlußreich und der litterarischen Be-

trachtung wertvoll ist. So wird man es auch billig verzeihen, wenn in den folgenden Abschnitten weiter ausgegriffen wird; statt einer langen einseitigen Charakteristik der Millerschen Gedichte allein eine Analyse der lyrisch vertretenen Tendenzen des Hains überhaupt versucht und Miller mehr der Ausgangspunkt als das Ziel der Betrachtung geworden ist.[26])

Durch die Herausgabe seiner Gedichte behauptete er, in dem Vorbericht (Ulm 1783), einer ihm von anonymer Seite angedrohten Sammlung vorbeugen zu wollen. Überdies waren ihm die Stolberg 1779 vorangegangen, und für 1783 hatte Voß seine Höltyausgabe angesetzt. Er versprach „Scherz und Ernst, Phantasie und Wahrheit, angenommene und eigene Empfindungen," aber die curas et libera vina seiner Studentenjahre verteidigte der Prediger: „Wer .... das Maul darüber verzieht, der beweise mir erst, daß er in seinem Leben nie in Gesellschaften gescherzt und gelacht, nie in seiner Jugend geliebt und dadurch etwas von der Bahn der kalten Vernunft und Überlegung abgekommen, nie bey einer Flasche Wein sich etwas zu gut gethan und frohe erhöhtere Empfindungen dabey gehabt hat." Geschöpfe und Gespielen seiner Jugend sollten die Gedichte sein, deren Tonart er entfremdet war: denn „sollt' ich wieder dichten, so wären's hauptsächlich geistliche Lieder und Lieder für den Landmann". —

Gerade das Musikalische und die leicht gehandhabte metrische Form zeichneten Millers Gedichte vor denen der meisten Freunde vorteilhaft aus. Die vierzeiligen Strophen sind flott gesungen, und bei schwierigen Verschlingungen die selten unreinen oder mangelhaften Reime sogar graziös gebaut. Wie bei Voß und Hölty, war auch seine Lyrik vor der näheren Bekanntschaft mit Klopstock, d. h. vor dem Bunde, konventionell: elegischen Schrittes wanderte sie auf der arkadischen Modebühne und auf den Bauerhöfen herum. Das Kostüm der Hirten und ihrer Umgebung ist nach Geßners idyllischem Zuschnitt, mit wohl

klingenden Namen treten die klassischen Götter auf, alles wird bei Vermeidung stärkerer Accente rasch hingeflötet und die leidenschaftliche Empfindung, wo sie durchflammen wollte, behutsam gelöscht. Die Liebe fließt von Leid und Thränen über oder kokettirt, kurz, die Lieder heben sich nicht von der üblichen Schäferdichtung des vorigen Jahrhunderts ab, und man staunt, wie und was Bürger noch bei den Versen empfinden konnte: „Duftet, Blümchen, duftet süß! u. s. w.", daß er an Boie schrieb: „Ich weiß selbst nicht, welche paradiesische Wollust diese Töne durch mein ganzes Wesen gießen. Was ich letzthin von Millern gesagt, ach! das muß ich zehnfach wiederholen. Ich Stümper werde die Leyer wohl an die Weiden hängen und beym Dudelsack bleiben müssen."

Auch die Bauernlieder, an denen sich die Anakreontik erfrischt, und die sie unter die Volkslieder gestellt hatte, scheiden sich bei Miller nicht wesentlich von der Schäferdichtung. Der tändelnde Gleim war mit seinen Liedern des Landbauers, Pflügers und Sämanns 1772 rüstig aufs Feld gezogen und hatte, kräftiger als es seine Art war, den Empfindungs- und Vorstellungskreis der niederen Stände erfaßt und ihnen in gedrungenen, nur allzu lehrhaften Strophen von der selbstzufriedenen laeta paupertas gesungen. Lessing hieß diese versprechenden Versuche gut. „Sie nur haben, schrieb er an Gleim zur Vorrede für dessen preußische Volkslieder, das Volk eigentlich verstanden und den mit seinem Körper thätigern Teil im Auge gehabt . . . und es nicht durch gewinnstlose Betrachtungen von seiner Arbeit abgezogen, als dazu ermuntert, und seine Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und zugleich zur Quelle seines Vergnügens gemacht." Gleims Bauernlieder fanden Beifall; man bedauerte, daß ihrer nicht mehr wären; 1776 wurden daher in Kempten von anonymen Freunden der Dichtkunst „Vermischte Bauernlieder, aus den besten neuen deutschen Dichtern gesammelt", für denkende Landleute und Liebhaber herausgegeben.[27])

Die Göttinger nahmen solche Poesie willig auf, Voß wollte sie zu seiner Domäne erheben, ging naiv genug, obwohl vergeblich, den Markgrafen von Baden um einen Landdichterposten an und schrieb, wie der Maler Müller, Idyllen, sogar in der Sprache der niederdeutschen Bauern; Claudius bat häuslich-gemütlich um „Regen" oder vertiefte sich in die Morgen- und Abendandachten des Landmanns; Hölty sah den singenden Schnittern und den Erntefreuden zu. Charakteristik war jedoch Millers Sache, der eine Mummenschanz auf dem Lande trieb, nicht. Die Lieder führen keine urwüchsigen Motive und vermeiden jeden derben Zug, wären es auch bloß die keck geschilderten Reize einer Hanne oder jener „braunen" Adelheid Hagedorns. Alles Grobe und Ländliche hat sich an den Bauern verflüchtigt; es sind Städter im Kittel, nur ohne deren schlechte Eigenschaften. Bald jammert ein Er über den frühen Tod der Geliebten, bald sie über die frohe Zeit, wo ihr Hänschen noch lebte. Der „verliebte Bauer" erinnert an Heines armen Peter. Und welche falsche Angst vor dem Lächerlichen bei einem Landmann, der während des Tanzes seiner Liese den Kranz entwendet hat, und von ihr vor den andern geneckt, sich deswegen beleidigt glaubt:

„Lieschen, sieh, das war nicht fein,
Meiner so zu lachen,
Und mich vor dem ganzen Reihn
Zum Gespött zu machen."

Und doch hatte ihm das Klagelied „Das ganze Dorf versammelt sich" den Sitz im Bunde verschafft. Voß ward in einer aufgeräumten Gesellschaft traurig, als es verlesen wurde. Selbst der Merkur fand darin alles, was ein Bauer denken oder sagen könnte „und doch für den feinsten Städter nichts Ungefälliges". Und Schubert berichtete an Miller von einer Gesellschaft: „Raks, ging's zum Flügel, man sang: Das ganze Dorf versammelt sich — es flossen Thränen von den zwei

schönsten, weiblichen Gesichtern, die ich jemals sah — 'n Glas her! es lebe der Miller! es lebe Klopstock!" [28])

Selten löst die Klagen ein frisch ausbrechendes Verlangen nach Lebensgenuß ab, wie in den schwungvollen, zum Gesang reizenden Rhythmen „Beim Erndteschmaus", der schon in eine andere, von Miller gepflegte Gattung, in die Trink-, Gesellschafts- und Scherzlieder schlägt, kleine poetische Oasen unter den übrigen Trockenheiten. Sie haben gute Pointen und sind von einer rechten Junggesellenfröhlichkeit beherrscht, in erquickenden, abwechslungsreichen Versmaßen, wie das klangvolle „Es leben die Alten", gesungen. Das uns durch Mozarts Komposition vertraute „Was frag ich viel nach Geld und Gut", in dem liebenswürdig treuherzigen Tone eines etwas philiströsen, frommen Gemütes wol gelungen, ist in Form und Inhalt an Claudius, „Ich bin vergnügt im Siegeston", angelehnt. — Auch unter den scherzhaften Gedichten fehlen ein paar gut gespitzte nicht, das Lied eines Bücherfabrikanten, der seine ungelesenen Werke zur Strafe für die undankbare Mitwelt verbrennt, und eine Travestie des Horazischen: O venus regina, in der Art, wie Hölty solches in launigen Stunden machte. [29])

Wenn auch diese Schäfer- und Bauernpoesien wenig mit Klopstock gemein haben, ist doch schon hier die Naturbetrachtung und Bildersprache wesentlich von ihm beeinflußt, der nach dieser Richtung für die deutsche Litteratur des vorigen Jahrhunderts durchaus maßgebend gewesen ist. Man war nun dem Seelischen in der Natur nahe gekommen, das Goethe und die Romantiker ganz entdecken und für die Poesie gewinnen sollten, — als Klopstock sie bis in die zartesten Teile belebte, und die früheren Schemen, den Morgen und den Frühling, mit einem reichen, nicht geahnten Stimmungsgehalt erfüllte. Sein brausendes Wesen empfand wirklich die Vorgänge draußen mit und vereinte stürmisch mit ihnen die eigenen Lenzgefühle. Hagedorn [30]) und die Anakreontik malten sachlich und begnügsam

einen allgemein gehaltenen, landschaftlichen Hintergrund aus, der ebensogut fehlen konnte; Klopstock machte ihn vom Inhalt seiner Gedichte unzertrennlich und gab den Farben erst ihren Schmelz.

Er drängte zum Auffälligen, Kontrastirenden, das, sonst leicht mit dem Poetischen verwechselt, doch in diesem Falle mit ihm identisch war. Nicht die gewordene Natur, aber die werdende und die vergehende, der Jubel der eben geschaffenen, aufsteigenden Welten und die wilde Vernichtung am jüngsten Tage; nicht Bilder des reifenden Sommers, sondern des Frühlings und Winters, nicht der Mittag, aber Morgen und Abend; erregte Meere, wilde Gebirge, Sturm und Gewitter statt des ebenen Landes und der Ruhe der Elemente fanden sich in seiner Poesie zu einem eigentümlichen und fast berauschend wirkenden Durcheinander. Und wie er sich vom Alltäglichen, von jedermann Gesehenen fortwandte, wurde sein Auge auch für die Schattirungen in der Natur geschärfter, und das Ohr auf die Übergangstöne, das Unbestimmte, Wallende, Rieselnde und Bebende aufmerksamer, mit der ganzen Frische der aus langem Schlummer erwachten Sinne, die überall Wunder wohl zu sehen meinten, aber in Worten wiederzugeben vergeblich rangen. Diese Wendung in das Weite, Entlegene, im Großen wie im Kleinen, zu den schroffen, pathetischen weihevollen Erscheinungen der Natur und zu den fast verklingenden Lauten, dem leisen Atmen und Erschauern, dem Angedeuteten und Ahnungsvollen machte das dichtende achtzehnte Jahrhundert, von Geßner und Ewald von Kleist, bis zu Matthisson und seiner Schule, zu Jean Paul und weiter, mit. Wie schwelgte die Romantik an plätschernden Brunnen, bei sprühenden Fällen oder in rauschenden Wäldern! Da aber ein Genie von den Nachahmern nie völlig, immer bruchstückweise verarbeitet wird, spaltete sich auch schon in dem kleinen göttingischen Kreise Klopstocks universales Naturempfinden. Stolberg und Voß übernahmen mehr das Erhabene und

Imposante, Hölty und Miller das Lyrische, der erstere freilich mit einer andern Innigkeit, als sein flüchtiger Genosse, der es bei gewissen, wiederkehrenden Vorstellungen bewenden ließ. Aber es lohnt, darauf einzugehen, weil man mit Millers Art, die Natur anzusehn, Schaaren der nachklopstockischen Dichter charakterisiren kann.

Wie den Zeitgenossen, ist ihm der Tag poetisch, nur wenn er kommt und geht und den Sonnenglanz in den heimlichen Übergängen zwischen Licht und Dunkel, in den Farbenspielen des frühen Morgens und des Abends verborgen hat. Da giebt es die Situationen und den nötigen Vorrat an Bildern und Vergleichen! Ein Schäfer, der die Natur besingen will, verlegt dabei Alles in jene poetischen Zeiten, spricht von der Morgensonne, dem in weißen Flor gehüllten Wäldchen und dann ganz unvermittelt schon vom Abend und dem Stern der Liebeskönigin. So wird hier, wie an vielen andern Stellen der Tag geradezu ausgeschaltet. Mit derselben Scheu schloß sich Hölty ab, über den nach der „hellen Morgenmusik“ im Walde gleich „die Stunde der Ruhe“ hereinbrach. Der Teutsche Merkur wollte sich diese Unterschlagungen nicht gefallen lassen, und knüpfte an sein Lied „Heil dir lächelnder Mai“ die Worte an: „Die Sonne zwischen den Blüten gefällt mir, ich wünsche sie länger zu betrachten; voll von dem Leben um mich her, kann mir unmöglich Hesperos lächelndes Auge auf einmal willkommen sein“; er citirte schelmisch: „tönten sogar Nachtigallen unter ihm fröhlichen Brautgesang.“ [31])

Der Abend — „so ein Abend, so ganz empfunden, wie ist's möglich, daß er einen Menschen nicht auf viele Wochen fromm macht?“ — und die Dämmerung müssen manches verschleiern. Damon eilt zu Dorinden; die Geliebte spielt Klavier, „wenn vom rotbeströmten Himmel Dämmerung herniederwallt“, und wie sich im „Thal bei Münden“ Fulda und Werra in der Weser vereinigen, „so strömen in der Abendruh sich hier ver-

wandte Seelen zu". Miller schrieb der Lyrik Höltys die Wirkung der Abenddämmerung „schwermütige Ruhe, die an Thränen grenzt," zu, und Stolberg widmete wieder seinem Miller passend ein Freundschaftsgedicht „Der Abend". Der Übergang zu der Nachtpoesie der Romantiker ist bald gefunden.[32])

Vielfach verwendet wurden diese Tageszeiten in der Bildersprache. Blumen sehen „rötlich wie der Morgen" aus, und einer Schlummernden soll es Gott „wie Morgenwolkenglanz" um die Seele spielen lassen. Von Closen rühmte Miller: „Wie Abendluft erfrischte Seiner Liebe Lispel mich". — Man vergleiche auch die im Siegwart mit einer Fülle von Farben geschilderten Auf- und Untergänge der Sonne, die z. B. hinter einer weißen Wintergegend, in der nur ein schwarzer Wald steht, wie Gold herabsinkt und den Himmel in Violett, Rosen- und Blutrot taucht. Der Vorwurf, „ein sehr malerischer Dichter" zu sein, den Hölty freilich verdiente, als er ein junges Mädchen mit einer morgenrotbestreuten Silberblume im Paradies verglich, galt zum mindesten auch von seinem Freunde. Es liegt in diesen Farbenverbindungen etwas von der unangenehmen Aufdringlichkeit des Flitters künstlich hergestellter Pflanzen.

Wie die Frühzeit des Tages, wurde die des Jahres, der Frühling, in Klopstocks Weise, der ja mit ihm wahrhaft verschwenderisch, besonders in bildlichen Ausdrücken, verfahren war, gefeiert. Kleist fand erst nach dem Erscheinen der ersten Messiasgesänge die Lust zur Weiterführung seines „Frühlings", die ihn, neben vielem andern, nach dieser Seite hin anregen mochten.[33]) Aber die Melancholie durfte nicht fehlen, und die Jahreszeit des Lebens und Keimens wurde unter Herbstgedanken um so wonnevoller ausgekostet, wenn die ersten Blüten oder ein welkes Blatt am Boden lagen.

Aus diesen ihren Lieblingsgebieten griffen Klopstock und die Seinen Sonderstimmungen, wie das Tauige des Morgens

und das Verschwimmende des Abends, heraus. Der Liebende schleicht mit „dämmernder Seele“ in „dämmernden“ Gesträuchen, während der Mond „sein dämmernd Licht“ niedergießt. — Alles Glänzende, soweit es angenehm ist und die Augen nicht gerade verletzt, hatte Klopstock in Kompositen mit „Silber“ gefaßt, ein Wort, das nun die Göttinger wie auf Verabredung jedem schönen, im Ton oder in der Farbe hellem Gegenstande beigaben. Miller prägte haufenweise: Silberlocken, Silbergetön der Laute, Silberschein und -wasser. [34]) Er wartete während der Abendröte:

„Dann, o silbernes Klavier,
Wandelt Daphne hin zu Dir,“

oder wachte im Siegwart einsam die Mitternacht heran:

„Alles schläft! Nur silbern schallet
Mariannens Stimme noch!“

Auch die lange Reihe der leichtesten Geräusche und Gerüche, mit den vielen neu in Aufnahme gekommenen, doch schnell abgegriffenen Wörtern, lispeln, düften, be- und verwehen, ist vertreten. Lichtenberg, der die Klingelei nicht mehr aushalten konnte, fand im Musenalmanach „das ewige Rauschen im Hain“ unerträglich, auch „das Silbergewölk und die Eiche, die wir schon hunderttausendmal gehabt haben, und dieses glauben sie neu zu machen, wenn sie es mit dicker Gurgel wie vom Dreifuß geheimnisvoll herunterlallen.“ Es könnte ebensogut auf unserm Dichter zielen, was der überlegene Kritiker von den Liedern eines Anonymus sagte: „Das ist recht so, wie man sie in Sekunda macht; wenn's nur mit den Worten geht, für den Sinn sorgt der Rektor.“ [35])

In die kraftvollen Töne der Klopstockischen Hymnen stimmte Miller selten ein; Ansätze sind vorhanden: ein kurzes Gewitter unterbricht in einem der Siegwartlieder die schäferlichen Freuden und das Meer versinnlicht das gefahrvolle Leben oder den Hof eines Frevlers. —

Auf diesem fruchtbaren, von Klopstock abgesteckten Grunde machte Miller, bei Brockes, Geßner, Kleist, den Anakreontikern und später bei Goethes Werther borgend, eine Kleinwelt von Vögeln und Insekten ansässig. Die Nachtigall — „ein schönes Wundergeschöpf Gottes“ [36]) — hört vor Lebenden und Liebenden nicht zu flöten auf, und die Toten wollen sich nach einer Art Seelenwanderung wieder aus ihr vernehmen lassen. Turtel- und Ringeltäubchen, Maikäfer, Lerchen und Grillen dienen bald zur Staffage, bald machen sie den eigentlichen Inhalt der Gedichte aus. Ein lächerlicher Blumenhandel wird eröffnet, ein ganzer Garten für die Geliebte geplündert. Die Rose ist als Sinnbild der Vergänglichkeit mit Grab und Sterben verbunden. „Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der Mutter Schon sein Urteil gesprochen, der sanftesten Freude zu mangeln“, sang Stolberg.

Diese Malerei verlor sich auch äußerlich in das Unbedeutendste; und von der kindischen Freude an den Puppensächelchen der Natur plauderten das „Thälchen“ und „Dörfchen“, die Beiwörter „du kleines und stilles Erlenthal“ und gar doppelte Verminderungen, „kleines Schmerlenbächlein“. Lichtenberg spottete wieder über solche „holde Briefchen, voll Liebe und Diminutivchen“. Die verzärtelnde Redeweise, die das Unnatürliche und Maskenhafte der Schäferpoesie bezeichnet, gehörte zum Modeton, seit Gleim in den Scherzhaften Liedern dem Anakreon nachzusingen, alles leicht, nicht ernst zu nehmen und jedes Ding in nächster Nähe zu betrachten gesucht hatte. [37]) Jacobi und später Hölty, Voß und Stolberg führten das weiter; selbst in die Alterspoesie Klopstocks stahlen sich die „Vögelchen“ und „Philomelchen“, und „der Quelle Stimmchen“ ein. Daneben trieb Miller nach Halberstädter Muster ein erschlaffendes Spiel mit weichherzigen Beiwörtern, die sich an die Substantiva klammern, um sie in eine matte Beziehung zu den Gefühlen des Dichters zu bringen, „o du geliebte liebste Liebe“. So redet er von dem bösen Röschen und der harten Nachtigall.

Auch religiöse Elemente wurden in die Naturbetrachtung, wie bei Brockes und im Werther, getragen, besonders in Millers Romanen, und der liebe Gott sprach zu den Seinen aus blühenden Kirschbäumen, aus Gräsern und Mücken. Jeder Gang weckte die Freude an der herrlichen Gegend, sodaß es Stolberg geradezu für unmöglich hielt, „die Natur nicht schön zu finden". Es schien aber auch alle Welt dafür empfänglich geworden zu sein, denn „unsere Postillione", schrieb er aus Frankfurt, „waren bei besonders schönen Stellen gerührt und führten uns oft aus dem Wagen, sie uns zu zeigen".

II.

Die revolutionäre Lyrik des Hains.

Unter diesem Titel seien diejenigen Gedichte Millers zusammengefaßt, die sich im Widerspruch zu seiner übrigen, weichlichen Poesie mit den kräftigeren Elementen des Haines verbanden. Natürlich war bei ihm die herausfordernde Stellung eines Tugend- und Vaterlandverteidigers gegen eine frevelnde Mitwelt noch etwas gespreizter als bei den Freunden; aber sie drückt getreu aus, was alle wollten. Inhaltlich verlangt die Göttinger Bewegung unsre Teilnahme wegen der Sonderstellung, die sie diesen Jünglingen unter den andern Stürmern und Drängern leiht, die auf weltbürgerliche Bestrebungen, auf den Menschen und sein Herz trotz alledem mehr als auf teutonischen Welschenhaß gaben. Sprachlich zieht die Menge teils fruchtbar gebliebener, teils wieder abgestorbener Neubildungen an, die, in der Hitze des Gefechts ergriffen, uns einen lohnenden Blick in die sprachschöpferischen Kräfte jener gährenden Zeit gönnen. Vossens Sprache erhielt damals wohl eine treffliche Schulung, um sich später an den Homer wagen zu dürfen; sie verlor die ursprüngliche Nüchternheit bei dem kühnen Pathos und dem schweren Schwunge dieser im Hain geübten Poesie.

Ganz fremd sind ihnen freilich kosmopolitische Träumereien, die über die Grenzen des Vaterländischen gingen, nicht geblieben. Im Akademischen Briefwechsel giebt sie Friedeberg, Bürger im Dörflein und dem engen Bezirk seines Hauses geworden, ausdrücklich auf, hofft aber noch, jenes „Fest der Menschheit" mitfeiern zu können, „wenn erst alle in gegenseitiger Liebe miteinander verbunden sein und die Prediger sich Hand in Hand mit den Medizinern für ihre leidenden Brüder aufopfern werden." Seltsam hebt sich dagegen eine republikanische Robinsonade ab, die Voß mit den Bundesbrüdern auf irgend einer glückseligen Insel aufführen wollte. Friedeberg und Dörner spinnen solche Pläne in Scharfs Garten zu Göttingen an. [38])

Auch sonst scheiden sich die Hainbündler von den übrigen Stürmern und Drängern. Während sich die rheinländische Dramatik wild um den unverstandenen Shakespeare schlug, standen sie in geschlossener Reihe hinter Klopstock, der viele ihrer Bestrebungen genährt oder im Keimen angeregt hatte. Ihm verschrieb sich die junge Schaar mit Haut und Haaren, in einer fast antiken Begeisterung der Schüler für den Meister und mit einer Verehrung, wie sie einem Dichter und seiner Kunst so gläubig-schwärmerisch vielleicht zum ersten Male in Deutschland angetragen ward. Denn seine Poesie, — die immer den Blick auf die höchsten Ziele richtete und alles Irdische mit einem Abglanz von oben verklärte, die selber wohl nicht das Vollkommenste einer reifen und harmonischen Kunst, doch in den Oden den Ausdruck für eine, in ihrem Gefühl und ungeprüften Idealismus selige, an Ahnung reiche, aber von aller Erfahrung noch verlassene Jugend fand, — hatte die Gemüter von jedem Kleinlichen befreit und ihre dem Guten offenstehenden, zuringenden Seelen für alles Hohe gewonnen, wovon der unreife Thatendrang vor der Welt nun schleunigst lyrische Rechenschaft abzulegen hoffte. Der Zwang, dichten zu müssen, vom Bunde unnachsichtig über die Fähigen und Unfähigen verhängt, und

z. B. bei G. D. Miller die Ursache greulichster Verrenkungen und poetischer Sünden, lastete auf Johann Martin nicht zu stark. Das äußere metrische Gewand blieb sich gleich, und die Themen und Ausdrücke hatten schnell die bundesgemäße Wandlung erfahren. — Als er sich trotz des Protestes: „Ebert, Hagedorn und Gleim Sollen uns Gesänge lehren, Denn wir lieben deutschen Reim“, mehrere Male auf Wunsch des Bundes in antikem Gewande sehen lassen mußte, das seinen Versen schlecht genug stand, winkten die Freunde ab, und Boie schrieb entrüstet an Bürger[39]): „Millern sollt es gar verboten werden, Oden zu machen und Alcäische besonders.“

Die dramatische Form der Klopstockischen Bardiete regte Niemand zur Nachfolge an; es fehlte das organisirende Vermögen, und einer dauernden, poetischen Sammlung, wie sie auch nur zu einer so willkürlichen Komposition gleich der Hermannsschlacht nötig gewesen, war keiner fähig.

Gerade das Verharren bei dem Lyrischen, diese Abhängigkeit von poetischen Stimmungen, die, plötzlich von Außen erregt, mit der Ursache ebenso bald wieder verschwunden sind, zeigt, daß die produktive Begabung der meisten Sänger wenig tief saß. Von dem steten inneren Ergriffensein eines F. L. Stolberg war in vielen nichts, mehr vom Geflacker des poetischen Dilettantismus zu spüren.

Deutschtümelei.

Durch „deutsche Lieder“ wollten sich die Göttinger in den großen, schreckenden Gedanken, „deiner wert zu sein, mein Vaterland“, einleben. Klopstock war ihm fast erlegen; seiner eigenen, ruhmlosen Nichtigkeit bewußt: „Du hebst den Tritt der Unsterblichen und gehest hoch vor vielen Landen her“, hatte er schmerzlich-glühend beteuert: „Ich liebe dich, mein Vaterland“. Das nahm die Jugend auf, aus der ein neues

Si fractus illabatur orbis scholl: „Mitten im kreisenden Strudel Sänge Stolberg sein Vaterland“, sodaß Klopstock bald in einer Hamburger Gesellschaft äußern durfte, Göttingen sei „voll junger Patrioten“. [40])

Mit den altgermanischen mythologischen Flittern, in denen Sined und Kretschmann prunkten, behängten sich die Göttinger wenig, die wohl „deutschen Geist und Patriotismus“ sangen, aber — meldete Boie an Knebel — „Barden wollten sie durchaus nicht sein, wie wir jetzt das Wort nehmen, keine Bardenmythologie brauchen“. Eher strebten sie, mit dem überschäumenden Kraftbewußtsein echter Jugend, möglichst selbständig und unabhängig von Klopstock zu scheinen, um nicht als „Nachahmer, belastet vom Joche“ sich selber zu verkennen. So wie der Meister eine besondere Tonart gefunden und in Deutschland keine Vorbilder aufzuweisen hatte, wollten auch sie autochthon sein und sich an eigenen Leistungen gefallen, die sie, ohne es zu merken, samt und sonders von ihm erborgt hatten. Ihre Liebe zu dem Dichter kleideten sie vornehm in eine freiwillige, wie aus Überlegung und aus gesundem Urteil gewonnene Bewunderung ein, die den Schwärmern so gut wie fremd war. „Nie hinter ihm, zur Seite giebt's der Wege genug“, diktirte Voß, der, kaum flügge, schon meinte, „daß die sklavische Nachahmung des Horaz sich für keinen Deutschen schickt“. Stolberg, der Autoritäten satt, war empört, als ihn jemand einen Zögling Klopstocks genannt hatte: „Wie heißt der Esel? Ich will selbst ebenso gerne ein Esel, ein Journaliste sein, als der Zögling eines Menschen“. [41])

Miller hielt die Verabredung wegen der Mythologie, bis auf Wendungen wie „Thuiskons edle Söhne“, wohl am treuesten. Den Klopstockischen Heldenkreis beschränkte er auf „Hermanns hohen Schatten“ und „Luther“, der dem Bunde die sittliche Thatkraft und Entschlossenheit verkörperte. Mit Hermann lebten die Göttinger ganz vertraut; er ward bei den alltäglichsten Begeben-

heiten angerufen, wenn z. B. Hahn sich beim Maler Müller wegen Schreibfaulheit entschuldigte: „bei Hermann und Klopstock und Hlyn!“ Claudius witzelte über die Leistungen von „Hermanns Hofkapelle“ in der Teutoburger Schlacht. Im Akademischen Briefwechsel sitzt Trautmann mit einem Offizier im Postwagen, der den Franzosen herausbeißen will: „Ein paar Mal schimpfte er auf die ädle teutsche Nation, bis er sah, daß ich ein Gesicht machte . . . So einen Bursch sollte Hermann sehn. Er würd ihm sicher Maulschellen geben.“ Für Leibnitz, den Voß mit Klopstock noch an Luther und Hermann reihte, fehlte Millern das Verständnis; und Tell vergaß er. Stolberg klangen noch eine ganze Reihe anderer Namen „festlich wie ein Triumphgesang“: Cato, Timoleon und Brutus, der, wie Siegmar in der Hermannsschlacht rühmte, wert gewesen wäre, ein Nachkomme Thuiskons zu sein. Der junge Siegwart läßt sich von den viris illustrissimis des Nepos, Keinen, welcher der Menschheit Ehre machte, entgehen, „besonders waren Cimon, Epaminondas, Conon, Leonidas, Aristides, Phocion, Timoleon und andere Edlen seine Helden“.[42])

Aus der Zahl der deutschen Fürsten war Karl der Große durch Klopstock gestrichen, weil er die Sachsen „mordend zu Christen“ gemacht, „der Barden Kriegshorn umsonst tönen“ und die farbenhelle Schrift „in Nachtgewölben unter der Erde wo“ hatte klagen lassen. Deshalb treibt auch der rohe „Völkerdränger“ in Stolbergs Freiheitsgesang unter den andern Tyrannen im Strome verachtet mit fort. Kaiser Heinrich konnte sich dagegen auf Verdienste um die Poesie berufen; Joseph interessirte sich für die Gelehrtenrepublik und Friedrich der Große erzwang sich durch große, nationale Thaten die Bewunderung der Jünglinge. Klopstock hatte doch sogar einmal vorgehabt, die schlesischen Kriege zu beschreiben, was er später Leisewitz als historische Aufgabe stellte: „Wenn er erzählt, besonders von Cäsars oder Friedrichs Schlachten, die er bis auf die genauesten Umstände

kennt, so glaubt man alles vor sich zu sehen, das ganze Schlachtgewühl geht vor einem vor." [43]) In dem süddeutschen Knaben Siegwart macht sich die Anhänglichkeit früh, aber entschieden bemerklich: „Er teilte sein Heer in zwei Teile und wählte immer die stärksten Knaben für die Preußen aus, deren Anführer er beständig war, und an deren Spitze er die Österreicher mehrenteils zurückschlug", auch die Schwester „hielt's wie er, mit dem König von Preußen".

Während Friedrich Leop. Stolberg wenigstens versuchte, seine deutschen Ideale aus der Gegenwart zu holen, und sie im Harze — „dem werten Cheruskaland" — zeitweilig fand, blickte Miller sentimental nach „des Vorfahrs goldnen deutschen Zeiten", als „die Verehrung Wotans noch jeden Ort zum Heiligtum und jeden Wald zum Tempel weihte, mehr Tugend geübt wurde, als bei den meisten andern Völkern und man sich weit weniger durch Brudermord, Diebstahl, Ehebruch oder andere Schandthaten entheiligte". [44]) So hob er die Bilder deutschen Lebens aus den doch nicht vorurteilslosen Schriften des Tacitus; und statt jener Gebirgsvölker, die Rousseau besucht und gepriesen hatte, zogen aus unvordenklichen Zeiten verklärte alte Germanen in den Hain ein. Miller schilderte ihr Treiben in rechtschaffenen Gemälden und floh mit Entrüstung vor der Gegenwart, die so ganz anders aussah, als wie er es sich gedacht hatte. „Alt" bedeutete ihm gleichviel mit recht und gut: „Die alte Sitte", „Dann ziemt es sich nach altem Brauch, dem Freunde zu verzeihn", wie auch Voß rief: „Freiheit und Vaterland und altvätrische Tugend". [45])

Und jene ferne, vergangene Zeit bevölkerte er in wunderlichem Ahnenkultus mit alten Menschen, mit den Greisen, für die das ausgehende achtzehnte Jahrhundert besonders eingenommen war. Diese Vorliebe geht unzweifelhaft von Klopstockischen Motiven aus; in die Messiade werden der Weise und Weisere, die von der Vorstellung des Ausgereiften, Ehrwürdigen unzertrennlich

sind, in die Oden der Greis selbst eingeführt, oft noch zum Gegensatze an der Seite eines Jünglings, „der dem silberhaarigen, thatenumgebenen Greise das Flammenwort hinströmen lassen will", und in der Hermannsschlacht heißt Siegmar der ehrwürdige, ehrenvolle, edle Greis, der teure Alte. Die Untauglichkeit zum Leben und die Bedürftigkeit, die jener regsamen Zeit hätten verächtlich scheinen sollen, wurden den alten Herren gern verziehen; denn der Greis entzückte die Ehrfürchtigen durch sein bloßes Sein. Auch die mosaischen Bücher, die man seit Lowth auf ihren poetischen Wert zu prüfen angefangen, wirkten neben dem Patriarchalischen ein, wie es die Geßnersche Schäferdichtung gepflegt hatte. Und wenn im Landschaftlichen das Interesse für Trümmer geweckt worden war und man „auf das ossianische Sausen, welches immer die hohen alten Schlösser umweht" [46]), lauschte, so gab das Verfallende, vom Zauber der Vergangenheit und von vorweltlichen Schauern Umgebene in der Greisen- und Ruinenverehrung sicherlich einen Vergleichungspunkt. In der von Miller erträumten deutschen Idealwelt sitzt in Lauben, die er selbst gepflanzt, „der greise Bürger", singt „der greise Chor der Barden", wie später noch in Kleists Hermannsschlacht „die süßen Alten mit ihrem herzerhebenden Gesang", da wird „das graue Alter" geehrt. Die Rechtspflege, die den Göttingern sehr am Herzen lag, obwohl sich Hahn durch die Beschäftigung mit der „Philosophie, Historie und Poesie" untüchtig zu der vom Vater gewünschten Advokatur machte, und die Stolberg, um den Homer zu lesen, alle juristischen Kollegien aufgaben, — ruht in alten und unbestechlichen Händen. [47]) — Und wenn damals jeder seine Jugend (im edlen Sinne) schwelgerisch genoß, und wir meinen sollten, daß man die schönen Tage eher zu bleiben beschworen hätte, war das Greisenalter reizvoll genug, um es sich vorzeitig anzuwünschen. Stolberg phantasirte mit Vorliebe von der Zeit, wenn er sich als „freudiger Greis mit zitternden Thränen" der Vergangenheit erinnern würde, und

schluchzte auf einer Landtagsversammlung in der Schweiz, sobald die weißhaarigen Leiter derselben zu reden anhuben, laut auf. In der Hütte eines bejahrten Älplerpaars rasteten er und Miller mit Gefühlen wie bei einem Philemon und seiner Baucis.[48]) Selbst den verhaßten, aber alten Voltaire verklärte Stolberg bei seinem Besuche 1775 zum „schönen Greise“.

In der zeitgenössischen Litteratur läßt sich die seltsame Strömung unter veränderten Farben weithin verfolgen, so z. B. bei Schubart, der am Greise freilich mehr das Welke, Gebrechliche, die dünnen, weißen Haare und seinen „keuchenden Totenruf“ singens- und mitleidenswert fand. Aus den Dramen sei der Fürst im „Julius von Tarent“ erwähnt, der sich in Anspielungen auf seine 76 Jahre und die grauen Haare nicht genug thun kann.[49]) Interessant ist es, daß sich der sonst so empfängliche Rousseau durchaus dem Kult verschloß, weil Greise keiner Leidenschaft mehr fähig seien: Il n'y a plus d'épanchement pour des vieillards.

Zu jenen fernen Zeiten trat die Gegenwart pietätvoll in ein verwandtschaftliches Verhältnis; man fühlt sich als „Enkel Hermanns“, indem man zur gleichen Zeit den Ahn für künftige Geschlechter im Sinn der zeitlos ergossenen, stets in der Vergangenheit oder Zukunft lebenden Klopstockischen Dichtung spielte. Kaiser Joseph soll noch „in Kindeskinderjahren Muster aller Kaiser sein“.[50]) So wünschte Klopstock futurisch dem „edelmütigen“ Gellert, daß ihn die kleine Fanny der „Fanny, welche mich lieben wird,“ lesen sollte, und in der Ode an Ebert „die noch nicht schattenden Bäume für die Enkel zu erziehen“. „Wir sind ihr Barden“, behauptete er von der Nachwelt.

Von dem Deutschen als solchem wird ein reiner, vorbildlicher Typus aufgestellt, dem gewisse Vorzüge ohne Weiteres innewohnen. Spielte Voß Klavier, so sprach „hoher Ernst, des Deutschen Freund“ von der Stirn der Haingenossen, und sie fühlten „deutsche Kraft und Mut zur That“, und „daß des

Deutschen Erbteil Freiheit ist". Sangen sie, so geschah es ausschließlich „voll deutscher Kraft". Seiner „kindlichen Liebe und wahren deutschen Hochachtung" bat Miller Klopstock zu versichern. Den „Brittischen Ernst" hatte dieser gelobt, stolz darauf, daß die Engelländer im Grunde Angelsachsen, und „deutsches Stamms, Ursöhne Jener, die Kühn mit der Woge kamen", waren. Sie zu feiern, überließ der Bund mit Fug dem Sachsen Voß. [51])

Das Beiwort deutsch ward schlechterdings unentbehrlich. Esmarch wird angeredet: „Edel warest du und treu, fromm und deutsches Herzens", und im „deutschen Trinklied" lautete die erste allzu reich bedachte Strophe ursprünglich:

„Auf ihr meine deutsche Brüder,
Feyren wollen wir die Nacht!
Schallen sollen frohe Lieder,
Bis der Morgenstern erwacht!
Laßt die Stunden uns beflügeln!
Hier ist ächter, deutscher Wein,
Ausgepreßt auf deutschen Hügeln,
Und gereift am alten Rhein."

Der Deutsche selber führt sich mit den rühmenden Beiworten: brav, wacker, ächt, ein. Voß schreibt an Brückner: „mein braver deutscher Freund"; und Trautmann redet in den Akademischen Briefen seinen Friedeberg als „brüderliches ädles, Teutsches Herze" an. [52])

Beliebt wurde auch das Wort „bieder" [53]), das Lessing einst aus dem Logau gerettet hatte. Es war damals kräftiger als heutzutage gefärbt, wo der Begriff des Gediegenen in dem des Hausbackenen, Übermoralischen und Philisterhaften fast aufgegangen ist. „Wir lassen dieses alte, der deutschen Redlichkeit so angemessene Wort mutwillig untergehen; ehrlich, gradsinnig, unveränderlich bedeutet es." (44. Litt.-Brief.) Lessing fand auch die bei dem alten Sinndichter gebräuchlichen Zusammensetzungen, unter anderm „Biederlob", vortrefflich. Die Göttinger leisteten

sich seltsame Verbindungen, und die deutsche „Biederseele" Hahn redete vom „Biederstamme Teuts" und dem „warmen Biederfreund"; Miller glaubte ein Herz für „Biedermannsliebe" zu haben; Voß sang von „Stolbergs Biedergeschlecht" und schrieb an „den künftigen Bundesbruder und deutschen Biedermann" Pastor Brückner.[54])

Aus der grünen Unreife strebten die Göttinger eiligst in die Mannesjahre, um sich ein Lob zu verdienen, das Klopstock Hagedorn gespendet hatte: „Dir schlägt ein männlich Herz". Denn „von den Jünglingsjahren bis ins männliche Alter gehen die größten Änderungen im Charakter des Dichters vor. Sein männlicher ist allemal sein bester", schreibt Hahn an Müller. Zu ihren ernsten, würdevollen Gesinnungen, das merkten sie ganz gut, paßte auch wenig der herkömmliche Charakter leichtmütiger Jugend, die mit der Männermaske viel nachdrücklicher wirken konnte. So entsagt in einem Millerschen Gedichte der Liebende seiner bisherigen Thätigkeit:

— „Zu ihren Füßen warf ich mich!
Ein Deutscher, ach, ein Deutscher ich!
Entehret, ach, entehret!" —

und strebt fortan nach „Männerruhm". Schon in G. D. Millers Knabenseele keimte, wie sein Vetter meinte, „jede Männertugend". Er selbst übte sich „im männlichen, deutschen Ton". Man hörte auf „Männerrat und Warnung", und ließ sich von Hahn „voll männlichen Ernstes" begrüßen. Aus Gellerts Gedichten sprach „zu wenig Männerempfindung", und das Getändel anderer Poeten war den Göttingern, „was Kinderspielwerk für einen Mann von 40 Jahren ist". Hahn verzweifelte nicht an Deutschlands Wohl, denn es „hat Klopstock, hat Männerherzen, hat Boies". Sie dachten sich beim Worte Mann unendlich viel und entbehrten „für weibliche Würde ein ebenso gutes".[55])

Aber kaltes, kühnes Wesen und „nervigte" Männlichkeit, die thaten es nicht allein; beim vollkommenen Deutschen mußte

das Strenge und Feste unter Umständen einer zarten, milden Gefühlsstimmung weichen, etwa wie Klopstock bewegt von Giseke Abschied genommen und alle männliche Tugend hatte in Thränen zerfließen lassen. Die Göttinger waren zu beidem bereit: „Ihr Herz war männlich . . und sanft, wie ihrer lieblichsten Lieder Ton", und Stolberg rühmte das Vaterland mit seinen Männern „Voll Muts; sanft und gerecht." Siegwart ist ohne Zweifel ein derartig harmonischer Germane: „weil er, für das Männliche und Charakteristische des Deutschen geschaffen, doch auch das Sanfte und die schöne, stille Natur" liebte. „Beides ist sehr oft zusammen und bildet einen liebenswürdigen, für die Welt sehr brauchbaren Charakter, er ist mehrenteils Eigentum des Dichters".

Dieser sonderbare Dualismus durchdrang die Klopstockischen Kreise. Sein deutsches Mädchen im „Vaterlandsliede" blickte mit ihrem hohen Auge sanft, aber auch spottend und zornig. Stolberg liebte die Ossianischen Heldinnen wegen ihrer Zärtlichkeit und Stärke. Dementsprechend forderte Claudius von den deutschen Männern, „gut vaterländ'sch und tüchtig", das heißt: patriotisch entflammt und überlegen zu handeln; der Wein ist edel und stille, „und doch voll Kraft und Mut"; und viele kleine Leute im Almanach bedienten sich dieser Schablone zu teutonischen Zwecken. Selbst H. v. Kleist verschmähte das noch nicht in dem erregenden Gesange der Barden an Hermann:

„Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein,
Sei schrecklich heut wie Schlossenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz spein." [56])

Weil es nun die Haingenossen für die Eigenschaft eines großen Mannes hielten, Alles zu sein, mußte Klopstock, dieses Muster eines Deutschen — „Ein Deutscher, was das ist, geistvoll, offen, schnell, kühn, entschlossen, das Vorbild jeder europäischen Nation", [57]) — alle Gegensätze unserer Natur adeln

und zugleich versöhnen, indem sein Charakter das Entlegenste wunderbar vereinte und spielend die Grenzen der Menschheit einander zu vollendetem Menschentume näherte. Es läßt sich fast eine Tafel der widersprechenden Eigenschaften aufsetzen, die in der Meinung des gläubigen Hains dieser größte Dichter und biederherzigste Deutsche, dieser scharfsinnigste Philosoph und feinste Weltmann besaß, der jedes zu erfassen und mitzufühlen im Stande war und in allen Höhen und Tiefen bewandert, mit rhetorischem Aufwand das nil humani a me alienum in seinem ganzen Gebahren gepredigt hatte. Seine Poesie schien ihnen erhaben und rührend, feurig-zärtlich; sie hatte griechische Politur bei deutscher Kraft, Simplizität ohne Plattheit, Schwung ohne Schwulst. Er selber galt bei aller Größe für bescheiden, für weltfroh und fromm, stolz und demütig, verständig und doch phantasievoll, feierlich-ernsthaft und heiter-freundlich und für patriotisch, ohne je andere zu beleidigen.[58])

Redlichkeit und Treue, dem Deutschen so gut wie angeboren, machten einem Göttinger Jüngling sein Mädchen „wert“. Miller kämpfte dabei für die Tugenden seiner wirtembergischen Landsleute, die ihre allzu große Offenherzigkeit in den Ruf der dummen Schwaben gebracht hatte. Er klagte, daß diese jetzt aus jedem Orte verbannt sei und brüstete sich vor Hahn: „Ohne Trug und deutsch bin ich, wie du.“ Das Kriterium des Deutschen war das ehrliche Gesicht, jedem, der den Göttingern gefiel oder verwandtschaftlich nahe stand, selbstverständlich eigen. So war der Buchhändler Bode „ein treuherziger, deutscher Mann“, der alte Boie „lauter Redlichkeit, Offenherzigkeit, Freyheit“, Millers Vater „von deutscher Gradheit und Offenheit“ und Hiller in Leipzig „grade, offenherzig“. Der Mündener Konrektor und Tochter sind nicht viel anders, nämlich „offen, lieben Saitenklang Und ehren Vaterlandsgesang“, was Millern den Aufenthalt ohne Zweifel so angenehm gemacht

hatte; der Ort selbst bewahrt ein Stück des schönsten deutschen Straßenlebens, denn

„— im vergnügten Städtchen freut
Sich Unschuld und Vertraulichkeit,
Zu seinen Thoren küssen frey
Sich Redlichkeit und deutsche Treu.“ —

Ein einziger ehrlicher Kerl überwog ihnen hundert Zwitter mit schielendem Gesicht, und so schien Deutschland auf dem besten Wege, „eine Wohnung der Redlichen“ zu werden. Das einfache Höltysche Lied „Üb' immer Treu und Redlichkeit“ ist als Echo jener Stimmung aus den siebziger Jahren lebendig geblieben.[59])

Die Verzerrung ins Platte, die Klopstocks hochgemuter Patriotismus bei seinen Nachfolgern erlitt, charakterisirt die Nutzanwendung, wenn Millers deutscher Mann aus seinen Vortrefflichkeiten Kapital schlägt und sich als guter Christ zu seinem Frommen mit Allen verbrüdert.[60])

Und keineswegs nur in den ernsten Dingen, auch in den Genüssen des Lebens blieb der Göttinger seinen Idealen treu, denen das „deutsche Kattenmädchen“, das mit blauen Augen zugleich dem vaterländischen Sinne behagte, am ehesten entsprach. „Mein Aug ist blau“, sang Klopstocks deutsche Jungfrau; ein Jüngling bei Claudius zählte gerührt auf:

„Ihr Aug ist blau, und sanft ihr Blick, Und gut ihr Herz, Und blau, o Hertha, blau ihr Aug.“[61])

So malte auch Miller unermüdlich, schon in der Schäferdichtung; von der zukünftigen Geliebten verlangte er: „Sanft sey ihr himmelblaues Auge“, um später verwundet zu klagen: „Ach warum, warum so klar, Himmelblaues Augenpaar.“ Interessirt fragte Hölty nach der schönen Oschatzerin: „ob sie blaue oder schwarze Augen habe“, und beantwortete an einer andern Stelle Vossens Frage, wie er sich die Winthem vorstelle, ohne Besinnen: „Sie . . hat blaue Augen.“[62]) Stolberg bat die Grazien um ein Mädchen: „Blau die Augen, ihr Haar golden

und schlank ihr Wuchs", und Claudius wiederholte diesen schönen germanischen Typus im wohllautendsten Stabreim von blauen Augen und blondem Haar; Reize, zu denen sich später auch Kleist, als Symbolen der Milde, Kindlichkeit, Offenheit und Schönheit, hingezogen fühlte. [63])

Die Göttinger Teutonen tranken mit Vorliebe deutsche Weine: „Wer in fremdem Tranke prasset, meide dieses freye Land." Der Champagner, den der fröhliche Vater Gleim noch unbefangen entkorkt hatte, wurde weggestellt, und Voß hörte auf, was er bis 1770 gethan, den Medok zu verherrlichen. A. W. Schlegel fand solche Verwünschung herzlich abgeschmackt: „Was hat die Vorliebe für den Champagner oder Madera mit der Freiheit der Gesinnungen zu schaffen?" [64]) Statt dessen verzapften sie Rheinwein, den tugendlichen und „edlen Alten", wie ihn ja Klopstock angeredet: „Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist nachahmst"; und welchen er beim Eislauf verlangt hatte: „den der Winzer des Rheins kelterte, den!". [65]) — Der französische Burgunder wurde wegen seines vortrefflichen Geschmacks, der nun einmal nicht abzuleugnen war, zugelassen. Aber auch sonst schlug das Leben manchmal die strenge Theorie, und Voß gefiel es auf dem Abschiedsschmause eines ihm befreundeten Engländers bei Franzenweinen („Bis um Mitternacht champagnerten und burgunderten wir") leider ganz ausnehmend. [66]) Klopstock hatte doch erst die hohe Poesie des Weines entdeckt, und die leichten, wässrigen Freuden anakreontischer Gelage um Empfindung, Herzlichkeit und um jene erhaben trunkene Stimmung bereichert, in der seine Seele so gern einherging. „Trunken" und „Taumel", Lieblingswendungen von ihm, wurden der Göttinger Sprache fest einverleibt: „Der Taumel des Lasters", „der Seligkeiten süßer Taumel", „im trunknen Taumel". „Der Garten taumelt", wenn Hölty abends den Besuch des Schattenbildes seiner Geliebten empfängt. Zu Bürgers älterem Lenorenvers „taumelte

zur Erde" faßte Cramer die Bundesmeinung giltig zusammen: „taumelte ist ein schönes Wort". [67])

Der Kampf gegen Frankreich.

Der Verehrung für die Heimat folgte in hitzigen Worten, jugendlich unbedacht, aber aus innerster Überzeugung, die Kriegserklärung an Welschland. „Die französische Nation im Ganzen hass' ich mit jedem deutschen Patrioten", flammte Voß auf. Klopstock hatte freilich nur Deutschtum gepredigt; die Warnung von 1768, „nicht allzu gerecht" zu sein, war noch milde gehalten und wurde, außer in Anspielungen der Gelehrtenrepublik, erst in den achtziger Jahren in der „Überschätzung der Ausländer" dringlicher wiederholt. Die Göttinger bliesen dagegen unmittelbar wider alles Undeutsche zum Angriff und warfen dem schuldigen Frankreich ganze Verzeichnisse seiner Gebrechen zu. Die politische Größe verdachten sie ihm weniger, und selten wurde der Racheburst mit geschichtlichen Gründen, welche die Verwüstung der Pfalz so gut hätte hergeben können, genährt; sie sangen wohl von den Schlachtfeldern von Roßbach und Höchstädt, das Miller, der Ulmer, besonders kannte; bekämpften aber weniger die gloriose Nation, als daß sie gegen deren Überkultur die ideellen Güter wahrten. Denn sie wollten nun und nimmer den fremden Sündenschaum abschöpfen und in den taciteischen Zustand Deutschlands neue Römlinge einbrechen lassen. Der sanfte Miller stimmte, wenn nicht mit Stolbergs Pathos, mit Vossens gutgemeintem Polterton und Hahns Donnerwort, doch mit Entrüstung in die Anklagen ein. Die niedrigsten Worte gaben in diesem heiligen Kampfe, durch den „Enthusiasmus eines edlen Unwillens" geadelt und zum „eigentlichsten und dichterischesten Ausdruck" erhoben, die besten Waffen her. Ob nicht die Bibel mit Schimpfwörtern zürne, fragte Voß, als Brückner eine allzu starke Wendung beanstandet hatte.

Wie um das teure Deutsch nicht zu beflecken, belegten sie den Gegner — „Ungenannt von dem Volke, welches die Zunge spricht, Die Thuiskon und Mana sprach", [68]) — mit fremdwortlichen Namen, die ihnen zum Teil Ramler, der harmonische Spreaschwan, vorgetönt hatte. Paris wird zur großen Babel-Lutetia: „Nicht Flittergold und Puppentand liebe sie, Den, mit dem Keim des Lasters, Lutetien Zuerst dem deutschen Mädchen sandte." [69]) Dort sitzen die verhaßten Bourbons, oder „Bourbons Enkel" mit ihren Knechten, „stets der Liebe Schwur Im Mund, im Herzen Fluch." [70]) Über Gallien wurde Weh gerufen, und „Hohn gesprochen" allen, die mit seinem „Gezier Unsre Nervensprache höhnen!" Ramler hatte die französische Muse, die Gallinette, zur Marne verwiesen. Bei Miller wurde daraus ein zweites Cayenne: „Wer des Rheines Gabe hasset, Trink' als Knecht am Marnestrand." [71])

Den eigentlichen Prügeljungen aber hatte kurz der „Franze", verächtlicher das „Franzmännchen", zu stellen, dem man die Sittenverderbnis verdankte. Auf dem Klavier sollte „kein buhlerischer Afterscherz des Franzen" erschallen. Und wenn Hahn Millern vordeklamirt hatte: „Verflucht, was Franzensitte lehrt", drückte ihm der Angeredete wuchtig die Hand: „So kannt ich dich! Es sprach dein Ton In wenig Worten viel, Der Franzensitte sprach er Hohn, Und in mein Herz Gefühl". Er klagte über Städte, „wo man statt der alten Sitte feine Franzenlüge preist"; ja „fein" wurde in assonirender Bindung oft mit „abgefeimt" fast gleichbedeutend. An Haß übertraf alle andern Hahn, der eine Grabschrift auf einen „Franzennachäffer" (Wieland?) münzte und dem Maler Müller schrieb: „Verteidigung werden sie nicht gelten lassen, und gilt diese nicht, so gilt auch mein voriger Brief nicht, so war er ein Compliment, so war ich ein Lügner, so war ich — war ich ein Franzose." [72])

Dazu kam der Streit gegen französisches Wesen im Einzelnen; und nach strengen Verdicten über jedes Leichtfertige und

Unzüchtige, das, in Frankreich seßhaft, nur nicht über den Rhein kommen sollte, schwangen sie im Auftrag Bragas — in ihrer geschwollenen Sprache zu reden — die Feuergeißel, um die Natternbrut, die Deutschland bedrohte, zurückzustäupen, „tasteten" das Laster an und wollten die Tugend unsterblich machen. Die „artige französische Sprache" erbitterte sie mit ihrer schillernden Reichhaltigkeit. Der Holzerin muß der ehrliche Trautmann Leichtsinn vorwerfen, den ein Franzose mit volage, légèreté, feu oder gaieté, mit „20 Wörtern für eins" schändlich umschreiben würde.[73] Die Bücher kamen aus Frankreich, die unschuldige Mädchen zu Falle zu bringen pflegten, wovon Miller in der „Geschichte der Zärtlichkeit" ein schauerliches Exemplar an einer Cäcilie statuirte. Schriften, die selbst er, der Erzähler, nur dem Namen nach kannte, die hatten auf ihrem Putztische gelegen. „Es waren auch ein paar deutsche dabey, denn zur Schande unsers Vaterlandes suchen jetzt auch Deutsche ihre Ehre darin, Verführer ihrer Mitbürger und Mitbürgerinnen zu werden!!!"[74] Das sollte den „Hurendichter" Wieland und den frivol-verfranzten Ton seiner seelenvergiftenden Poesie treffen. Mit mehr Recht schilt Siegwart dagegen auf einen „gewissen Versuch in Schäfergedichten", womit er jene niedrig-lüsternen, auch in Jacobi's Iris verdammten Erzählungen des Sachsen Rost meinte: „Ich kann nicht begreifen, was ein Mensch für Absichten haben kann, der solche Dinge schreibt? — . . Pfui, er wird doch nicht glauben, daß wir's seinen Schäferinnen nachmachen sollen, oder daß uns solche Zweideutigkeiten angenehm seyn werden? . . So ein Mensch ist ein Feind von unserm Geschlecht." Sie sahen „verachtender" auf den, der wie Leute dieses Gelichters „Herzensreinigkeit, Und Unschuld, dich mit Lachen untergrub". . . Der Jüngling Deutschlands sollte solche Lieder fliehen, „Und wär in Honig jeder Ton getaucht"; Miller ermutigte die von diesen ernsten Worten erschreckten Freunde: „Blickt Euch freyer an! Ihr sangt mit reinem Sinn," und

Voß, auf „Galliens geile Töne" und die „Schandgesänge" wütend, empfahl den „Töchtern Germaniens" mit reinem Gewissen Millers Lied: „sittsam ist es und keusch." Sie hielten auch streng auf Zucht und Enthaltsamkeit, auf die sera juvenum venus, die ehemals bei den alten Deutschen die Jünglinge stark machte: „die heirateten, wie du weißt, selten vor dem dreißigsten Jahr." [75]) Miller bildete sich daher bei seiner Rückkehr nach Ulm unter den ausgesprochensten seelischen Schmerzen ein, daß die altdeutsche Landkleidung in den vier Jahren seiner Abwesenheit fast ganz französischen Moden gewichen sei. „Und wie durchsichtig!", klagte er herzbewegend, „Gott im Himmel! Welch eine dünne florene Scheidewand zwischen altdeutscher Sittsamkeit und Keuschheit, und französischer Leichtsinnigkeit und Buhlerey! Wie liegt jetzt der jungfräuliche Busen jedem lüsternen Auge zur Schau da, der sonst nur verborgen dem darin verschlossenen Geliebten schlug! . . . Wer will uns die Ehre streitig machen, daß wir Deutsche auch nach und nach die Augen aufthun und uns zu kultiviren anfangen." [76]) An seinem Tugendgewand fand sich in der That nicht der kleinste Riß oder Flecken; je leichtmütiger er im Leben von diesem Mädchen zu jenem hüpfte, desto bestimmter schwor er in der Theorie, in seinen Gedichten aller Sinnlichkeit ab; gerade umgekehrt wie Hölty, der zu Grabe gehen mußte, ohne daß die erwartete Geliebte gekommen wäre, der sich aber nach dem Gefühl eines „Feuerkusses" auf ihre klopfende Brust immer gesehnt, für einen blendenden, weißen Busen junge Rosen aufgezogen und ihm „vom Blumenbeet stets die Erstlinge" geweiht hatte. Sonst hatten sie eine strenge Ansicht über das Lieben, das sich nach Stolberg vom Liebeln unterscheiden sollte, wie etwa „das herzliche deutsche Lied" von der „Chansonette".

Freilich machten sich verständige Leute über dies „rasende Geschnaube", über den Kampf der Gimpel mit den Nachtigallen, lustig; so Lichtenberg, leider bloß privatim in einem Brief an

den Buchhändler Dietrich, und auch zu spät (Januar 1775), als daß er noch ein neues, willkommenes Streitobjekt abgegeben hätte. „Sie werfen Wielanden vor, daß er die junge Unschuld am Altar der Wollust schlachtet, bloß weil der Mann unter so vielen verdienstlichen Werken, die die junge Unschuld nicht einmal versteht, auch ein paar allzu freie Gedichte gemacht hat, die überdas mehr wahres Dichtergenie verraten, als alle die Oden von falschem Patriotismus für ein Vaterland, dessen bester Teil alles das Zeug zum Henker wünscht. Die Unschuld der Mädchen ist in den letzten 10 Jahren, da die komischen Erzählungen heraus sind, nicht um ein Haar leichter zu schlachten gewesen, als vorher, hingegen sieht man täglich, wie der gesunde Menschenverstand unter Odenklang am Altar des mystischen Nonsenses stirbt." [77])

Aber hätte das die Göttinger zur Besinnung gebracht? Sie hatten noch zu viel auf dem Herzen, z. B. etwas über französische Theaterstücke, die sie auf der Bühne nur mit lebhaftem Widerspruch sahen; so äußerte Miller gelegentlich der schon durch Lessings Dramaturgie verurteilten drei Sultaninnen von Favart, die man ihm in Leipzig aufzutischen wagte, brieflich an Voß: „Wahrlich eine elende Nation, die hierin ihren Nationalcharakter suchen muß."

Verfeindet mit der Oper, als einem gekünstelten und dem Naturgesang entfremdeten Produkte, lachten sie auf ihren ländlichen Auen über die Muse, die in den Sälen „ihr Liedchen klimpert," und beklagten den, der nur an „Moden, Opern, Assembleen und Redouten" zu denken hatte. [78]) So berührten sie sich mit Rousseau, der so energisch wie vernünftig in seiner Nouvelle Héloïse den unsinnigen scenischen Apparat, die virtuosen Passagen (tours de force) und das Ballet verurteilt hatte. [79]) — Dagegen besaß Deutschland außer Bach, der die Freunde in „Himmelssphären entrückte", noch den „seelenschmelzenden" Gluck mit seiner „einzigen, eigentümlichen, ernsthaften

Musik"; und Klopstocks Hermannsschlacht schufen schon „die so natürlich eingeflochtnen Bardengesänge, voll des erhabensten Wohlklangs und der stärksten, männlichsten Empfindungen" zur ersten und wahren Oper um. — Matthisson, der sich unverkennbar von den Göttingern bestimmen ließ, — ebenso der Sandpoet Schmidt von Werneuchen — ahmte auch diesen Abscheu nach:

„Bäll' und Opern freun den Städter,
Uns entzückt der Frühlingsäther",

und sang: „Mehr als Opernbühne, Ist mir Abends unser Wald." Es ist interessant, wie sich die Periode unserer Stürmer und Dränger mit ihren Tendenzen meistens haarscharf von der ihr kurz voraufgehenden Zeit trennt, die alle Dinge unbefangener, ohne Rücksicht auf irgend welche bestimmte, sei's gar polemische, Zwecke, ansah. Wie freundlich klingt die Einladung, die der gute Gleim für einen Winter in Berlin 1745 arglos ergehen ließ:

„Den schönsten Blumenkranz,
Den muntern Schäfertanz,
Sollst du gedoppelt schön
Im Opernsaale sehn."

Anschauungen, die den Göttingischen schnurstracks zuwider liefen.

Auch die fremden Tänze wurden verpönt, weil sie die Sinnlichkeit reizten und die Unschuld töteten; deshalb konnte Hölty auch ganz ruhig sein, daß sein Fuß „die Talente, die Lutetien lehrt", nicht hatte. Miller verlangte von der Geliebten: „Um . . glühenden Wechseltanz, Verlasse niemals sie den belebten Hain;" ein andres Mädchen, das sich um seine wohlgemeinte Warnung nicht kümmert, wird folgerecht verführt. Dagegen lud er zu der erlaubten Lust der „frohen deutschen Tänze", zum ungelernten Reihen des Dörfchens ein. [80])

Eine Tugend ließ man den Franzosen, die aber nur eine Folge ihrer Fehler und durchaus anrüchig war, nämlich die Toleranz, welche nicht, wie bei den Deutschen, christlicher Nächsten-

liebe, sondern der Irreligiosität und kalten Gleichgültigkeit entstammte. [81])

Und wenn auch Frankreich nicht jedesmal bei dem Sturm auf die Unsittlichkeit genannt war, galten ihm mittelbar alle Streiche. Sie kämpften mit Schlagworten. Das Deutsche Wörterbuch führt „Buhle“ nur bis zum Ausgange des Mittelalters, wo es in seiner alten reinen Bedeutung, als Liebster, erlosch, ohne bei der Neubelebung wieder einzusetzen, die dem Worte im Göttinger Kreise eine entschieden unmoralische, verurteilende Wendung gab. Goethe gebrauchte es ohne jeden Nebensinn volkstümlich für den oder die Geliebte, im Faust: „dem sterbend seine Buhle“, in der Brunnenscene „stand sie bei ihrem Buhlen süß“, und von Gretchen: „Nicht ein Geschmeide, nicht ein Ring, meine liebe Buhle damit zu zieren“; aber in der ersten Fassung des „untreuen Knaben“ färbt es sich bereits:

„Es war ein Buhle frech genung,
War erst aus Frankreich kommen“,

Goethe änderte später:

„Es war ein Knabe frech genung“.

Miller sang: „Nicht deutsch ist sie . . die sich zu Buhlen wendet.“ Beachtenswert scheint „Unedler Buhler Schmeichlerei“, wo das Adjektiv den Begriff nach der schlechten Seite noch verstärken mußte. „Der feilen Buhlerin im Arm“, „Ein Chor verbuhlter Schönen“, „Ein Schwarm verbuhlter Schmeicheleien“, „und buhlerischer Liederschall verdrang der Tugend letzten Hall“, stehen neben Zusammensetzungen in der Art von Buhlerscherz, Buhlerlüste, Buhlerflammen. [82])

Daran schloß sich ebenbürtig der Bube, ein Nichtswürdiger, der freilich auch schon im Ausgange des Mittelalters auf schlechte Wege geraten war. Die Jugendsprache Goethes liebte das Wort in seiner ältesten, freundlichen Bedeutung; er selbst scherzte mit den „Bubens“ in Lottens Hause. Leis regt sich ein schlimmer Nebensinn im „untreuen Knaben“:

„Die Stund', da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben",

im Götz bricht er durch, wenn Georg von seinem Botengang zu Weislingen erzählt, wie er, „der schlechte Reiterjunge des braven Berlichingen" von den „seidnen Buben" im Vorsaal „beguckt" worden sei. Und hier setzte mächtig die Göttinger Lyrik ein: „Wißt, es trog um alle Freuden Ein verkappter Bube mich!", „Der Bube ruht in seiner Huren Arm", „Bubenlist" und „Bubenränke kanntest du im Erdenleben nicht". Voß ging im „Trinklied für Freie" gegen einen Unfreien mit den lutherischen Worten vor: „er bub' und lästre Gott"; und bildete: „All sein (Amors) schmeichelndes Bübeln". — Daß Bube und besonders Buhle in der Sprache jetzt so stark auf die abschüssige Bahn getrieben sind, haben zum guten Teil die Göttinger Sittenrichter zu verantworten.

Das Unechte, Verfängliche wurde durch das Vorsetzwörtlein After kenntlich gemacht: Afterspott und Afterfürsten kannte Miller; auf „manchen gaukelnden Afterton", auf die Afterbrut und Afterfreunde schmähte Voß. [83])

Verhaßt war unsern Deutschen eine jede Verschleierung, jedes Tändeln, Schmeicheln oder Komplimentiren, weil das alles gallischer Hinterlist verdächtig war. Sie suchten die Mitte zwischen grob und höflich, die sie nicht benennen, aber „fühlen" konnten: „Wer's gut meint, geht gerad heraus, und sagt ohne Umschweife, was er denkt". [84]) So wären sie ohne Weltgeschmeidigkeit lieber wie derbe, deutsche Jungen dreingefahren, als daß sie sich an jene unwahre, „polite" Art gewöhnt hätten, für welche Gellert sein plumpes Volk hatte erziehen wollen. Man sollte wissen, woran man bei ihnen war, und etwas vom Schlage Götzens mischte sich solchem deutschen Ideal-Betragen bei. Ihren Geliebten predigten sie: „Ha! glaube, Mädchen: Schmeicheley Ist deutschen Seelen Sklaverei", [85]) — hielten sie deshalb, wenigstens prinzipiell, auch mit süßen Liebesworten kurz und

vermieden nun gar peinlich, vor Elisen, Daphnen und Themiren von ihren Reizen zu sprechen. Stumme Anbetung genügte. Diese Schönen selber mußten „von fremder Torheit“, von Trug und Laster frei sein, nicht „nach Eigendünkel und äußerm Scheine“ wählen, und, wie Charlotte von Einem, zu „Höflichkeiten und Tand“ entschieden Stellung nehmen.[86])

Aber man lasse einmal einen „Franzen“ aus jener Zeit zu Worte kommen, Rousseau, der das Liebespathos wie kein Anderer vertieft hatte; der sagt in seiner Heloïse: „l'amour ne se repaît point de galanterie“. Das übersahen die Eiferer im Hain, wenn sie in Bausch und Bogen das französische Gebahren verurteilten und mit Adjectiven, wie geil, feil, frech, tückisch und ehrvergessen, den Ruf nach Wahrheit und unverfälschter Natur verstärkten.[87])

Von dieser ihrer sittlichen Höhe sahen die Moralisten auf das „niedere“ Treiben unter ihnen mit stolzem Selbstgefühl herab, auf die niedren Herzen und Lüste, denn sie fühlten mit Klopstock „die Schwingen hoher Begeisterung“, schwuren „bei allem Hohen“ und ließen sichs bei hohen Liedern, hohem Sang und hoher Tugend wohl sein.[88]) Das profanum vulgus wurde mit einer Steigerung des üblichen Ausdrucks „Haufen“ zur „Rotte“. Außerhalb des Bundes, in der bösen Welt, schlichen die „Narrenrotten“ umher, wider Gott und die Unschuld streitend. Und glaubte der Hain zuweilen einen Menschen gefunden zu haben, dem man vielleicht trauen könnte: „Husch! wischt er weg, wie ein Aal, wird Todtengeripp und sah eben noch so gut und brav aus.“ Es war ja Alles von der „Pest unserer Zeiten“ angesteckt und von 50 Seelen schien nur eine gut, aber noch gefahrvoll umgeben von den 49, diesen Teufeln und Blutigeln „mit wild rollenden Augen, giftigen Zungen voll Lästerung und Gräuel, mit verzerrten hämischen Gesichtern voll Schadenfreude“.[89])

So entartete die sittliche Reinheit Klopstocks und seiner „wenigen Edlen“ bei den Göttinger Misanthropen oft in arge Schwarzseherei und in zeternde Menschenverachtung.

Dabei verfielen sie einer sittlichen Starrheit, die hinter der harmlosesten Fröhlichkeit Frivolitäten witterte. Lustige Lieder sind selten. Sie wußten augenscheinlich nicht recht, wie der im im Programm verlangte „unschuldige Witz“ zu verbreiten war. Miller glaubte nicht an Liebe bei einem Menschen mit „lachendem Gesicht“: „Wer immer scherzt und immer lacht, Der fühlte nicht der Liebe Macht“ und bemerkte an der Mündener Lotte zu seinem Kummer einen allzu „großen Hang zur Lustigkeit“. Hölty hielt „die Gabe lachen zu machen, für ein weit geringeres Verdienst, als die würdigere Kunst zu rühren und an's Herz zu reden“.[90]) Denn jene ließ sich nicht mit einem ernsten Deutschtum vereinen, wie Voß bezeugt: „so bin ich gegen das Komische überhaupt wohl ein wenig zu viel eingenommen, zumal wenn ich zu gleicher Zeit an den Wert des Deutschen und seinen Charakter denke“. Überdies hatte auch Klopstock, „unberufen zum Scherz, welcher im Liede lacht“, lieber „würdig der Ewigkeit“ singen wollen. Die Jünger gehorchten, indem sie in den Tendenzgedichten fast alle Dinge dieser Zeitlichkeit verläugneten und in Catonischer Strenge, die gerade die Jugend so übel kleidet, das Treiben der Welt befehdeten.

Natürlich veranlaßte das gespannte Verhältnis zu den Franzosen auch praktische Vorschläge. Die Jugend noch zu Unterrichtszwecken nach Frankreich zu schicken, erschien den Göttingern selbstverständlich als Narrheit. Eher gehörten die coquetten und verliebten Zierbengel, die ihnen begegneten, dahin, „wo die Mädchen schon abgeführt genug sind und den jungen Herren wieder an der Nase herum führen. Aber in unserem deutschen Vaterland sollte man sie nicht einnisten lassen“.[91]) Straßburg, wo später die Stolberg auf der Schweizer Reise französisches und deutsches Wesen bei einander sahen, zeigte

ihnen den welschen Einfluß in seiner ganzen Häßlichkeit, wenn deutsche Mütter ihre Töchter gewissenlos an Pariser Lupanare verhandelten, und Paris zum Dank hinwieder die Straßburger Hospitäler und die Charité bevölkerte.[92]) — Man zog mit freudigen Gefühlen in die Stadt, auf deren herrliches Münster Goethe dithyrambisch hingewiesen hatte; von einem gar kühnen patriotischen Selbstbewußtsein zeugen die politischen Forderungen, die der Anblick des bezwungenen Landes in unsern jungen, auf Klopstock und den Götz stolzen Deutschen, fast hundert Jahre, ehe die Zeit erfüllet ward, erregte. Das Herz im Leibe habe ihm weh gethan, als er die deutschen Soldaten gesehen, „die der beste Schutz Frankreichs gegen ihr Vaterland sind“, schrieb Stolberg, „aber sie (die Franzosen) werden nicht das schöne Land noch lang besitzen; ich hoffe, wir werden uns endlich fühlen“.[93]) Man verlangte „die Franzosen wieder aus dem Elsaß zu jagen und Wahrheit und Natur mit dem Streitkolben einzuführen“.[94]) In ähnlicher Gesinnung besuchte noch Reitzenstein, der Held der Seyboldschen „Geschichte eines deutschen Offiziers“ (1778), den „sonderbaren Ort . . . einige Familien haben noch den alten deutschen Ernst, alte deutsche Sitten und Tracht; andere sind unselige Mitteldinge von beyden Nationen; sie haben vieles Französische angenommen, und doch noch nicht alles Deutsche abgelegt; die meisten aber sind gut französirt, und es ist eine Lust, einen so leichten Franzmann neben einem alten deutschen Pfahlbürger vorbeyfaseln zu sehen. Eben so gemischt ist die Sprache; die Vornehmsten sprechen Französisch und alle solltens sprechen, damit man, zu ihrer Ehre, nicht mehr wüßte, daß die Stadt deutschen Ursprungs ist und sich so schändlich verkauft hat“.[95]) Lenzens vaterländische Thätigkeit in der Salzmannschen Gesellschaft wollen wir nicht vergessen.

In tyrannos.

Die Freiheit, „des Deutschen Erbteil", galt es nun allen zugänglich zu machen; und unter den „Sklavenhassern"[96]) wurde ein wilder Sängerkrieg gegen die Schurken und Menschenwürger geführt. Das von Klopstock erregte gegenstandslose Vaterlands- und Trotzgefühl[97]) mußte sich entladen; die Römer, gegen die sein Hermann gefochten, diese „Säuglingsmörder", verwandelten sich in Tyrannen, und statt nach jenem Blute, das in der Varusschlacht gedampft hatte, lechzte der Hain nach Tyrannenblut. Denn Klopstock war zu den Fürsten bloß als besonnener, freier Mann, mehr mahnend als tadelnd, gekommen, sie sollten, als Nachahmer der Gottheit und Väter des Vaterlandes, „Glückliche" machen. Auch Ewald von Kleist verlangte nur Gerechtigkeit, während Vater Gleim wieder einmal den Harmlosen spielte und, mit der Regierung ganz zufrieden, ruhig sang:

„Im Preußenlande lebt der Mensch ein Menschenleben,
In keinem Lande lebt man's so."

So ist die Tyrannenwut eine, Klopstock ursprünglich fremde, Weiterbildung seiner Anschauungen. Sie wurde bei den Göttingern noch durch keine mitleidige Regung gemildert, die in den Ritterdramen[98]) die Könige als Opfer ihres Berufes, von der einfachen Natur unbarmherzig ausgeschlossen glaubte. Klopstock hatte in Cäsar den großen Mann mit dem Feldherrnblicke bewundert; die Göttinger konnten mit dem besten Willen diesen Eroberer nicht lieben, der „ein freigeborenes Volk . . . seiner Freiheit, des höchsten Gutes", beraubt hatte.[99]) Sie hielten es mit dem Fürsten, „der es treu und redlich meynt", wobei sie von ihrer unparteiischen Stellung aus denjenigen, „der Fürsten seine feile Harfe stimmt", verachteten, samt den schlauen Kriechern, den Mietlingen „mit gesalbtem Haar" und dem dumpfen Scherz verarmter Schranzen. „Freiheit! der Höfling kennt den Gedanken nicht, der Sklave", rief Stolberg,

der Stadt und Hof „wie Rhabarber, den ich mit Löffeln gegessen hätte“ haßte. Sein Voß, der einmal kränkelte, sollte sich ja schonen und in allen Stücken mäßigen: „Denken Sie nicht an Fürsten, wer kann ohne Erguß der Galle an sie denken!“ Das Hofleben machte nach der Ansicht der Göttinger zum Chamäleon und polirte die Seele wie einen Spiegel; es entfremdete den Menschen seinen Freunden: deshalb verzichtet Millers Friedeberg auf den Hof und auf Titel: „Lieber will ich arm und unbekannt in einer Hütte sterben und so bleiben, wie ich bin“. — Auch die akademischen Würden erhielten einen Seitenhieb, als z. B. ein Buchbinder Hahns Exemplar der Klopstockischen Oden in so lässiger Weise fertig stellte, daß er „wahrhaftig mit Doktor- und Professor-Titel gebrandmakt zu werden verdiente.“[100])

Grimmig schickte Miller in einem Gedichte den Todesengel an das „Schwanenlager“ eines schlafenden, von viehischen Lüsten ermatteten Tyrannen; sehnsüchtig, aber vergeblich hatten bisher die weinenden Kinder, die brotlosen Witwen und nackten Pflüger mit unsern „Freiheitssöhnen“ zum Himmel „der säumenden Rach' entgegen“ geblickt; nun kam sie endlich und gleich mit den drohendsten antiken Metren, die derart heftig klirrten, daß der leichtgewonnene Redakteur der Teutschen Chronik versicherte, der sanfte Minnesänger blase auf der Klopstockischen Posaune, und „die starken, nicht selten neuen und fürchterlichen Bilder, wie den edlen ungestümen Mut, der auch Fürsten nicht scheut“, lebhaft lobte.[101]) — Man höre die Wut, als der Tyrann im Schlummer lächelt:

„Erschien dir,
Noch ungeboren, ein neuer Frevel? —
Lach nur, und zwing die Hölle zum Lachen mit!
Bald wird sie heulen! stürzen vom Throne bald,
Den du, mit ihr im Bund, auf Schädeln
Freyer, verrathener Völker bautest! —
. . . Daß deine Burg ein brausender Becher ward
Voll heißer Lüste, der sich mit wildem Strom
In's ganze Land ergoß . . . . —

Von dir vergiftet, schleichen Gerippe dort
Auf allen Straßen, fluchen im Tode dir".

Mehrere dieser Vorwürfe ähneln Bürgerschen Versen, der das Thema im „Bauer an seinen Durchlauchtigsten Tyrannen" und im „wilden Jäger" behandelt hatte.

Dieselbe Empörung kocht im Liede eines Gefangenen, der um des Vaterlandes und der Unschuld willen vom Fürsten gefesselt ist. Geister der Erwürgten heulen dem Despoten ihre Flüche vor, und etwas von dem Blutrünstigen andrer Göttinger Gedichte klebt der ersten Fassung an.

Als Siegwart einen Junker mit Hunden eine Frau hetzen sieht, deren Mann die Hirsche geschossen, die ihnen das Korn abgeäst hatten, möchte er ihm den Degen in den Leib stoßen, und murmelt zwischen den Zähnen: „Der Kerl sollte Fürst seyn, das wäre eine Lust für den Teufel".[102]) „Fürst" war bei den Göttingern ein Schimpfwort, was auf unsterblich komische Weise jenes kostbare Millersche Epigramm zeigt:

„Fritz fängt auf seinem Vogelherd
Die freyen Vögelein.
Fürwahr! der Schurke wäre wehrt,
Ein Fürstensohn zu sein!"

Sehr anstößig däuchten sie auch große Bauten und Paläste, die all zu sehr von „Todesuneingedenken" und „todten Besitzern" zeugten. Riesenanlagen der damaligen Zeit, wie die Werke bei Cassel, den Winterkasten auf dem, bekanntlich aus dem Erlös der nach England verhandelten hessischen Soldaten erbauten, Weißenstein (der späteren Wilhelmshöhe), sahen sie mit unangenehmen Empfindungen: trotz aller äußeren Größe kam Voß der Hof, der dort mit französischen Opern residirte, unsäglich klein vor, und Millers Trautmann überlegt, daß doch wohl 1000 Menschen mehr als 100 Jahre von dem hätten gut leben können, was die ungeheure Steinmasse gekostet, und möchte schon darum den Winterkasten nicht gebaut haben. Auf die

marmornen oder goldenen Grabmäler verzichteten sie lieber, als auf den von dankbaren Armen auf das Grab eines Redlichen gepflanzten Rosenstrauch. Auch allzu beladenen Tafeln hielten sie sich fern; das, was sie davon gesehen zu haben glaubten, übersättigte Gäste neben den eingefallenen Gesichtern der Darbenden, das benahm ihnen den Wunsch, einmal fürstlich leben zu dürfen: „Zumal wenn man denkt, daß mehrenteils der Schweiß der Unterthanen auf den Tisch kommt“.[103])

Im Akademischen Briefwechsel schob Miller die Schuld, daß die vielen schlechten Fürsten Deutschlands und anderer Staaten ungestört weiterlebten, weniger der Feigheit und Knechtesfurcht der Untergebenen, als deren Religion und frommem Glauben an die Vorsehung zu: „Ein Dolch oder eine Kugel würde solche Fürstenseelen schon an ihren Ort geschickt haben, wenn nicht oft das Christentum . . . das Racheschwert in der Scheide hielte“. Er vermied die Namen und ließ wohlweislich (man denke an Schubarts Schicksal) die asterisci reden: „Es ist doch ein großer Unterschied zwischen dem herrlichen und menschlichen Markgrafen zu Baaden-Durlach oder dem braven Fürsten zu Dessau und zwischen dem Fürsten zu ** und zu ** und zu ** ꝛc. ꝛc.“

Aber in der Wüste fand sich ein Sündenbock, der marokkanische Dey, dem sie ohne obrigkeitlichen Einspruch die verwegensten Greuel aufladen durften. Die Anregung dazu gab, außer manchen älteren Anspielungen auf den „Dey von Tunis“, lange vor Kleists berühmtem Monolog im Prinzen von Homburg, Schönborn, Klopstocks Freund, der, zum dänischen Consulsecretär in Algier ernannt, auf seiner Reise nach Afrika den Bund im October 1773 besucht hatte. Im Akad. Briefw. macht Trautmann eine Gesellschaft mit, wo modische Weiber von ihrem selbsterbauten Thron auf ihn und seine einfach gekleidete Frau herabsehen, „wie ein Dey von Algier auf seine Sclaven, so

verachtend und beleidigend". Gerade diesen Sclaven redeten sie das Wort; Voß scherzhaft in einem Liede:

„Beim lieben Topf voll Reis,
Verschmaus' ich, Sclav des großen Deis,
Der Freiheit Last und Kummer".

und Miller ernst in der Lobrede auf den Schlaf, der sich herabsenkt „auf das Ruderschiff, wo der Kaufmannssclav mit wunden Händen da sitzt, seinen starren Blick auf die Flut geheftet, die er gern zu seinem Grabe wählen möchte, wenn ihn nicht Fesseln an sein Elend und die Folterbank hinhefteten".[104]) Hölty schrieb 1774: „Wie ein losgekaufter Sclave zu Algier werde ich mich freuen, wenn ich von dieser Universitätskette, die ärger ist als eine Galeerenfessel, befreit sein werde", ein Ausspruch, der wohl zu seinem Gedichte „Der befreite Sclave" paßt. Mannhafte selbständige Gesinnung bewährt auch Friedeberg, sobald er seinen kleinen, eben geborenen Jacob gegen die Ammen und Wärterinnen verteidigt, die das Kind mit Gewalt in die engen Windeln stecken wollen; „Er soll nicht in der Wiege schon ein Sclave werden", ruft der Vater, den der Junge durch kräftiges Schreien gegen die angebliche „Tyrannei" der Wochenfrauen lebhaft unterstützt.

Mitleid mit dem Unterliegenden jagte den phlegmatischen Hölty — „Rächer wir . . . dem Volk in Thränen" — auf; seine Wangen wurden röter, die Augen blitzten und seine Seele „rüstete sich mit edlem Unwillen", berichtet Miller, „wenn man ihm von einer schlechten That, von Verführung oder Unterdrückung der Unschuld, von gekränkter Menschheit, von Triumph der Bosheit und des Lasters sagte".[105]) Das war durchaus im Sinne Rousseaus, welcher nicht mehr Mensch sein mochte, als er einmal einen Sclaventransport sah, und in den Confessions kaum etwas Eindrucksvolleres zu kennen glaubte, als einen „acte de courage fait à propos, en faveur du faible in-

justement opprimé". Die „edlen Unterdrückten" blieben lange das poetische Thema. Noch 1794 schrieb Salis für sie ein Trostgedicht, das keiner gelegentlichen Veranlassung, keiner Begebenheit jener Tage, wie er in den Anmerkungen hervorhob, seine Entstehung verdankte, sondern lediglich aus freiem Erguß des Herzens den unschuldig Mißhandelten in allen Nationen und Zeitaltern geweiht sein sollte.

Die Göttinger, die demokratisch ausgleichend, den „Pöbel im Purpur" herunterzureißen versuchten, kämpften auch gegen den Flitterstaat, den Prunk und das Geld der Reichen, deren „Goldsaal" Klopstock freimütig verachtet hatte. Sie würden in jenen Jahren einen verfrühten Ausbruch der französischen Revolution gewiß bejubelt und sich augenblicklich mit dem verhaßten Volke versöhnt haben; denn wie brauste 1792 die deutsche Jugend auf! Jener den Göttingern verwandte Tübinger Freundesbund, unter ihnen Hölderlin, stellte sich sofort auf Seiten der Franzosen wider das brüderliche Österreich und betete für die Verfechter der menschlichen Rechte.[106])

Wieland spottete über unsre junge Schaar, die sich auf das gelobte Land der Tugend und Freiheit vorbereitete, halb mitleidig im Merkur: „in ihren Fahnen wehen Palmenzweige; allein das heilige Grab, das sie suchen, ist weder von Saracenen eingenommen, noch wird es von ihnen erobert werden". Und noch in „Dichtung und Wahrheit" rügt Goethe die Einmischung in die Rechtspflege, wenn man ohne Grund damals einen Feind „auf dieser und jener Gerichtsstelle" vermutet habe.[107])

Wie gierig die Göttinger nach polemischen Andeutungen Klopstocks griffen, lehrt ihre Ablehnung des Kaufmannsstandes, den der Meister nur ein einziges Mal, in der Rheinweinode, geringschätzig gestreift hatte:

„Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt und nur gleitend fortschifft". —

Aber diese unverhüllteste Art des Broterwerbs ärgerte sie, dies Überlegen und Berechnen, dieser ausschließlich materielle Verkehr zwischen Menschen und Ländern und die stete, schmähliche Beschäftigung mit Geld und Gut, nach denen sie überhaupt wenig zu fragen vorgaben. Kurzsichtig verkannten sie einen kulturfreundlichen Handel, und so ganz anders als später Schiller, welcher den Kaufmann den Göttern gehören ließ, denn „an sein Schiff knüpfet das Gute sich an", — prahlte Stolberg: „nach fernem Golde dürstete nie der Deutsche"; und Hölty musterte in der Elegie einen Stadtkirchhof durch, unwillig, daß Lieblinge Lyäens bei Krämern und Pedanten ruhten, neben einem „Harpagon, der nur Münze zählte". [108]) Der Akad. Briefwechsel führt die unliebenswürdigsten Hamburger Handelsherren vor, denn „ein bloßer Kaufmann ... kann nicht anders als schlecht denken", ja es gehört „eine bleyerne oder silberne Seele dazu, die an Rechnen und Geldzählen ihre Lust findet", eine hölzerne, sogar „ströherne, die alles Menschengefühl ausgezogen" hat, so daß Dörner, selbst wenn er zwanzig Buben bekäme, [109]) gelobt, keinen davon Kaufmann werden zu lassen. — Auch für Rousseau hatten Gold und Silber einen trüben Klang: „de quoi servent la puissance et l'argent pour rendre les cœurs heureux?" Seinem St. Preux, der anfangs von den Gebirgsbewohnern gastfrei und kostenlos bewirtet worden, fiel die Lebensart in Niederwallis sehr unangenehm auf: durchziehende Kaufleute hatten die Bevölkerung habsüchtig gemacht.

Dergestalt wären die Tendenzen des Hains im Wesentlichen gezeichnet. Unausgegohren alles, und im einzelnen viel Unbeholfenheiten, viel Bilderstürmerei, aber überall die entzündete und poetisch nicht ganz wehrlose Jugend, die in keinem ihrer aufgeblähten Worte — und das muß man ihr immer wieder zu Gute halten! — die Phrase erkannte, die alles angriff, weil sie noch nichts zu verteidigen hatte und die wie von Bergen aus nach den Sternen zu greifen meinte, als sie berauscht auf

Tisch und Bänke geklettert war. So trübte das hitzige, junge Blut den Blick. Man kann auch das schnelle Ende ihres Bundes nicht tragisch ansehen, weil sie sich schon poetisch ausgelebt hatten, als sie sich trennten; während des Zusammenseins war wohl einer am andern erstarkt und das Gefühl im Austausch wild gesteigert worden, desto eher trat die Ernüchterung ein, da die besonneren Jahre von selbst die Fortsetzung des alten Treibens verboten. Das Feuerwerk ging rasch vorbei; uns aber bleibt außer den poetischen Reflexen noch der Gewinn: in einer größeren historischen Bewegung unserer Literatur das Wesen des Jugendlichen mit all seinen Tugenden und Fehlern so charakteristisch, voll und typisch herausgearbeitet zu sehen, als hätte sich — möchte man sagen — die Geschichte ein Kunstwerk erlauben wollen.

Und schließlich veralten auch die Themata des Bundes nicht; zwar wandte sich das ausgehende 18. Jahrhundert, durch das laute Bardenconcert gegen vaterländisches Empfinden gleichgültig gemacht, von ihnen ab, und ließ weniges nachklingen; aber in Zeiten drohender politischer Bedrängnis, in den Freiheitskriegen, der gedrückten Stimmung der vierziger Jahre, auch in der spärlichen Lyrik des letzten Feldzugs wachten die alten Töne mit junger Kraft in Kleist, Arndt, in Herweghs ungestümen Gedichten eines Lebendigen, in Freiligrath und anderen wieder auf. Es sei uns für später aufbehalten, diese reiche Ernte von Motiven durchzugehen; ein Blick auf Schenkendorfs Lieder von 1813/14 genüge, der zwar ohne Göttingisches Selbstbewußtsein — denn Not lehrt beten — doch den gleichen Zielen zustrebte und unter Eichen und Eisen das „Kattenblut, Hessenblut, Schönes, deutsches Blut“ taufte. Der „Felsengreis, der Tell“ tritt in seinen Liedern neben Siegfried, der „voll kühnen Leuenmutes und mild als eine Maid“ ist; der Stahl in der Männerhand soll wieder wie sonst „der Hölle Rotten“ und die Buben dämpfen, die das „eckle Rotwelsch der Garonne“

sprechen. Die deutsche Frau rühmt sich vor ihren Schwestern im Ausland:

„Einfach und lang ist mein Gewand,
Und strenge Sitte ist mein Schmuck,
Ich bin ein deutsches Weib.“

Und in poetischen Episteln warnen die Eltern den siegreichen Sohn in Paris vor feiler französischer Liebe.[110]) — Das war vor vierzig Jahren, kaum mit andern Worten, ja Alles schon einmal da gewesen.

III.

Der Minnegesang und die Nonnenlieder.

Die Stürmer am Rhein wollten sich nicht mit den mittelalterlichen Dichtern, die ihnen zu weit ablagen, beschäftigen: „die Sprache hätte man erst studiren müssen, und das war nicht unsere Sache“ (Goethe); sie dachten mehr an das Leben als an das Lernen und blieben bei ihrem Bedürfnis nach eigener Produktion und in gesund genialem Selbstgefühl lieber wie sie waren, als daß sie sich mit fremdem Zeuge schmückten. Die Göttinger dagegen, eher empfangend und reproduzirend, verlangten äußere Anreize für ihre Poesie, die Bürger in der alten Minnedichtung fand, auf welche ihn Boie hingewiesen hatte. Wie andre den Bardengesang für die Dichtung aufs neue fruchtbar gemacht, wollte er Ähnliches mit den vorhandenen Liebesliedern versuchen. Vorbereitet und ermöglicht war diese Beschäftigung seit den vierziger Jahren von Bodmer, der die Schmach nicht geduldet, daß Keinen „des Ahnen Gesang kümmerte“, der das Lied „aus der Gefangenschaft“ gelöst und „nach müdender Arbeit dem Lande Teuts“ wiedergegeben hatte. Ihm folgte Gleims Kreis.

Mit Bürger traten auch die Genossen an die alte Dichtung. Voß, der gerade den Pindar übersetzen wollte, wandte

sich entrüstet von Gellerts „entmanntem“ Deutsch dem Studium Doktor Luthers und der Minnesänger Walther und Ulrich von Lichtenstein zu, „um die alte Nerve wieder zu bekommen, die die deutsche Sprache ehedem hatte und durch das verwünschte Latein und Französisch ganz wieder verloren hat“.[111]) In Hölty aber und in Miller, die „voll von der Einfalt und Süßigkeit dieser Sänger, ganz in ihre Zeiten zurück gezaubert“ waren, erwachte „minniglichen Sangs Begier“, in der Absicht, „zum Studium dieser Denkmale deutscher Dichtkunst mehrere zu ermuntern, und sie auf wahre Simplicität und verschiedene alte gute Wörter aufmerksam zu machen“.[112]) Das Lesen wurde ihnen nicht schwer; Voß suchte im Plattdeutschen ein Hülfsmittel, und wenn er stockte, dolmetschte der Schwabe Miller. Hahn nahm an diesen Bestrebungen passiven Anteil.

Auch „Zärtlichkeiten“ holten sie aus den alten „Schatzhäusern deutscher Sprache und originaler Empfindung“. Die Schäferrequisiten waren abgenutzt, während sich im Minnesange das alte Thema reizvoll variiren ließ. Die empfindenden Seelen malten es aus, wie die schwäbischen Ritter, sonst nur mit Schwert und Schild geübt, im Dienste einer Frau aller Roheit entsagten, ergeben und geschmeidig wurden. „Ich lese die Minnesänger, und denke natürlich aus hundert Gründen immer an Sie“, schrieb damals Herder an Caroline. So sah man von vornherein die alten Lieder befangen an, und staffirte, Miller an der Spitze, statt sich wirklich in jene deutschen Zeiten zu versetzen, das Minnewesen mit dem modischen Apparat überschwänglicher Sentimentalitäten aus.

Walthers „Under der linden“, voll schalkhafter Lust und voll Lebensgenusses, weitete er zu neun Klagestrophen aus.[113]) Den Baum vor dem Waldthale, auf der Aue die gebrochnen Blumen und das Gras, das Tandaradei des vogellîn ließ Miller weg, statt dessen ängstlich motivirend, warum das gute Mädchen dem Ritter nachgegeben: er sei ihr nachgeschlichen und

sie ihm auf Geheiß der Mutter entflohen, das habe ihr nachher leid gethan:

„Denn sein Gesicht voll Traurigkeit
Gefällt mir gar zu wohl."

Die Nachtigall fängt „wehmutsvoller" an zu singen, er redet von Not und Sterben,

„— weinend bat er mich,
Und weinend setzt ich neben ihn
Aufs Blumenlager mich".

Diese Todes- und Nachtgedanken, die jenen alten Zeiten durchaus fremd gewesen waren, mengte auch Hölty unter die frühlingsfrohen Töne seines Minnegesangs:

„Gieb doch, o lieber grüner Plan . . .
Mir meine Ruhestelle".

In den übrigen Liedern, die weniger Übersetzungen als Zusammensetzungen von Redensarten aus dem minnesingerischen Wortschatz sind, handelt es sich ebenso um Liebe; bald hat unser Ritter das Herz der „Frau" durch seine Kunst gewonnen: „einen ganzen Sommer lang übt' ich mich im Minnesang", bald bittet er die „herzliebe Minne" in dem gewohnten cordialen Ton, sich bei dem Mädchen für ihn zu verwenden.

Die farbigen Blumen „weiß, rot und blau" dringen aus dem Klee, und Kränze und Tänze giebt es auf dem Anger. Die Maienzeit draußen und der Winter im Herzen treten in Gegensatz: „Und steter Winter herrscht um mich" („mir muoz ez iemer winter sîn"). Wie Walther seufzt: „o wê war sint verswunden alliu mîniu jâr", klagt ein alter Ritter: „Ehmals war ich lieb und wert". Stolberg drückte das würdiger in der ernsten und getragenen Romanze: „Sohn, da hast Du meinen Speer" aus.

Von Archaismen machte Miller ausgiebigen Gebrauch. Die mittelalterliche Superlativumschreibung: „Nie ward Schöners

noch erblicket", Construktionen wie „Alles Glückes bist du reich", treten neben „der Selden Überfluß", den Habedank, das Ahi, das „sint". Die Adjectiva erhalten gern Verlängerungen: brünstiglich, inniglich, und man componirte eifrig: Minnelachen, Minnepreis, Minnebanden und minnekrank, so daß Wieland, der das altdeutsche Komödienspiel befehdete, fragen durfte, was denn unsre Poesie bei dieser Versetzung des achtzehnten in das zwölfte Jahrhundert gewönne, wenn wir bloß die Liebe Minne, liebenswürdig minniglich nennten?[114])

Diese Dichtung blühte unter den Göttingern im Winter 1772/73. Zur Überraschung der Freunde brachte Miller sogar einmal während der Sitzung eine Improvisation zustande, welche bei den andern die Schleusen brach; Hölty, der im Dezember 4, im Januar nur 7 Gedichte vorgelegt hatte, verlas im Februar 30, von denen 19 Minnelieder waren; dagegen schlürfte in der Balladenpoesie wieder Miller hinter Hölty her; sein Ritter Richard ist nichts als eine alberne Nachahmung von „Adelstan und Röschen".

Im Frühjahr 1773, nach einem Blick auf die reiche Lese dieses arbeit- und sangesvollen Winters planten Bürger, Hölty und Miller eine kleine Sammlung, die „mit einigen Gedanken über Sprache des Herzens im Liede und alten Ton von Einfalt und Würde" Boie bei seinem Schwager Jessen drucken sollte. Boie wollte Millers Lieder, die ihn weitaus das Beste däuchten, sogar gesondert erscheinen lassen. Bürger beneidete den Freund um einige Nummern wieder bis zum Närrischwerden: „ich verzweifle beinahe, daß ich so minniglich singen werde".[115]) 1774 erschienen die Lieder im Musenalmanach mit einer Nachrede; zum selbständigen Druck kam es nicht, sie wurden wider Erwarten lau aufgenommen, so daß Miller im Februar 1775 unlustig weiterhin keine mehr zu dichten beschloß.

Einen größeren Erfolg als der Minnegesang errangen im Publikum die N o n n e n l i e d e r, welche Miller ebenfalls im

Musenalmanach veröffentlicht hatte; in Hamburg wurde er geradezu als der „Nonnendichter“ gefeiert. Er war mit dieser Lyrik geschickt dem bei seinen Zeitgenossen weitverbreiteten Interesse für das Kloster entgegengekommen, das wir, auch des Siegwart willen, historisch verfolgen müssen. Überall in der Poesie wurde die alte, empörte Klage aus der Limburger Chronik, die schon das 17. Jahrhundert in den Gedichten der Greflinger und Genossen weiter geführt hatte, wieder angestimmt:

„Gott geb ihm ein verdorben Jar,
Der mich macht zu einer Nonnen . . .
Soll ich ein Nonn gewerden
Dann wider meinen Willen,
So will ich auch einem Knaben jung
Seinen Kummer stillen“.[116])

Teils hatte die Aufklärung, die den unnatürlichen Tod des Sinnlichen im Menschen nicht dulden wollte, diesen Protest gegen eine erstickende Asketik hervorgerufen, teils war man über die vielen Fälle, wo Eltern thatsächlich die Gewalt über ihre Kinder mißbraucht hatten, empört. In der „Falschheit menschlicher Tugenden“ bekämpft es Haller mit der bittersten Überzeugung, daß unter dem Jauchzen des unverständigen Volkes

. . . . „in Iberien ein ewiges Gelübd'
Mit Ketten von Demant ein armes Herz umgiebt . . . .
Daß ein verführtes Kind in dem erwählten Orden
Sich selbst zur Überlast und andern unnütz worden“.

In Frankreich[117]) hatte sich, von d'Arnaud, Fontenelle und den späteren Greuelscenen in der Justine des Marquis de Sade abgesehen, Diderot in seiner Religieuse gegen das Kloster, den Sitz aller Laster, gewandt, weil die Einsamkeit den Menschen statt zu bessern nur verschlechtere; Voltaire verlegte aus gleichen Gründen in das Kloster die schmutzigsten Scenen der Pucelle. Aus der Mélanie des de la Harpe nahm dann Gotter 1776 den Vorwurf zu seinem Trauerspiel

„Marianne“, wo sich ein liebendes Mädchen, von ihrem Vater trotz Abraten eines mildherzigen Geistlichen in ein Kloster gesteckt, vergiftet. — Das strenge kirchliche Gesetz, das nichts Irdisches duldet, „die Regel des Augustin“, und ihm gegenüber Menschen, die zum geistlichen Leben gezwungen werden, gerade wenn sie mit allen Fasern am Weltlichen haften wollen, — das gab den tragischen Konflikt, der die Handlung dieses ganz charakterarmen, langweiligen Stückes für jene Zeit wirksam machte. Man bedenke, wie häufig auch das Kloster die Erziehung der Mädchen, der „Kostgängerinnen“, überwachte. In Leisewitzens „Julius von Tarent“ wird die unglückliche Blanca dort untergebracht; Julius dringt ein und trifft mit der Äbtissin zusammen:

J.: „Waren Sie eher Nonne als Weib?“

Äbt.: „Ach, Prinz, lassen Sie mich (sie weint). Neunzehn Jahre hab' ich geweint und noch Thränen! . . . Ach mein Ricardo . . . Sie sollen Blanca sehen“. Sie duldet aus Mitleid, gegen alle Ordnung, seinen Besuch und die liebeglühendsten Geständnisse an das Mädchen.

Anton M. Sprickmann spielte, weil er nicht so „modisch“ sein wollte, „über die Strenge des Klosterlebens zu seufzen oder zu schimpfen“, die Sache in Scenen und Anekdoten ins Crasse, wenn sich z. B. eine Nonne, angesichts des Vaters, des Urhebers ihres Elends, an dem Strumpfband erhängt, das ihr von dem Geliebten geschenkt worden war.[118]) Anton Reiser dichtete „das Karthäuserkloster“; für den Aufklärer Nicolai, der doch nicht zur empfindsamen Garde gehörte, hatte „die Ansicht des Klosterlebens an sich und des damit unwiederbringlich verknüpften mönchischen Wesens so etwas Finsteres, dem wahren Zwecke der menschlichen Gesellschaft so Widersprechendes“, daß er auch das beste Kloster nicht ohne traurige Empfindungen sehen und verlassen konnte.[119]) Schillers Räuber, der freche Spiegelberg an der Spitze, brennen und morden daher in den Nonnen-

klöstern; eine Scene, die Vollmer auf die Obscönitäten und die Plünderung des Cäcilienklosters in der Pucelle, Boxberger nach einigem Hin und Her dagegen auf den Siegwart zurückführen wollte.[120])

Miller brachte in seinen Nonnenliedern meist jenen obenerwähnten düstern Gegensatz, den Kummer des „Opferlamms“ über die widerwillig verlorene Freiheit, Klagen der eingemauerten Cäcilia an ihre Freundin Clarissa: ihr sei das Glück genommen, während alle Welt froh sein dürfe,

„Noch im späten Mondenglanze
Drehen Mücken sich im Tanze.“

Eine andere sieht statt Jesu immer den Geliebten vor sich:

„Entfleuch um Gottes Willen!
Ich darf dich ja nicht lieben“,

und bittet inbrünstig Maria um Beistand. Oder die Klosterschwelle wird von einem Jüngling belagert, der vergebens seine Laura zu befreien sucht. Eine Nonne aber hat in ihrer Zelle endlich den Frieden gefunden [121]), fern von allem, was die Göttinger in dieser Welt an „gebrechlichen Einrichtungen“ entdeckt hatten, dem Trug auf Thronen, den Frevlern an Altären u. s. w., so wie sich etwa der alte, gutmütige Lorenzo in Sternes Empfindsamer Reise zurückgezogen hatte. Jacobi malte ähnlich das selbstgewählte Elend aus. Und das dunkle Kloster blieb lange Zeit nach Millers Nonnenliedern ein beliebter Gegenstand der Poesie; Matthisson schließt die „Alpenreise“ und die darin aufgezählten Schönheiten der Berge charakteristisch mit der Eremitenkapelle ab und der zarte Salis-Seewis möchte sich in eine „traute Siedeley“ retten, wie eine gezierte Gartenkunst im 18. Jahrhundert die Eremitage zur Mode gemacht hatte.

Um die weiteren Ausläufer durch die Vermittelung der Romantik zu verfolgen, sei auf den Wirtemberger Uhland gewiesen, auf seine Kapellenpoesie, den Spuk im versunkenen

Kloster, den Traum, dessen Liebesglück schneidend abbricht: „Sie lag in der Klosterzelle, Er fern in Thurmes Grund", oder auf sein volksliedmäßiges Gedicht — und der Ring schließt wieder bei der Limburger Chronik zusammen — „Die Nonne", die ihrem „treuen Buhlen" vor dem Bilde der Maria nachstirbt.[122]) — Es ist fast immer der Süden Deutschlands, der sich solcher Stoffe bemächtigte. — Man vergesse auch nicht „die neudeutsch-religios-patriotische Kunst" der Nazarener, die sich 1810 im Kloster von Sant Isidoro bei Rom angesiedelt hatten, Führich mit den Mönchsbildern der „Nachfolge Christi", und Overbeck, dessen Vater, der Dichter Christian Adolf, während seiner Studienzeit 1774 mit den Göttingern verkehrt und auf den Sohn eine weiche, religiöse Stimmung vererbt hatte. Die Düsseldorfer Maler folgten Uhland.

Den Hain hatte es immer wenig gekümmert, ob sich „der Bischof Roms despotisch aufbläh";[123]) auf den geringen Ansätzen einer Polemik Klopstocks gegen den Papst und die katholische Kirche baute eigentlich nur der Niederdeutsche Voß weiter. Der Messias hatte überdies keinem ausgesprochenen Protestantismus, sondern allen christlichen Bekenntnissen gegolten, und in leicht bestimmbare Gemüter wohl noch eine Neigung zu dem mehr mit der Phantasie und dem Gefühle arbeitenden Katholizismus gepflanzt. Klopstock hatte auch unbedenklich in der Schweiz die Nonnen zu Fährli besucht und ihnen aus dem Messias vordeklamirt. Merkwürdigerweise bildete sich dies Katholisiren bei zwei Göttingern weiter aus. Stolberg, auf den schon 1775 die katholischen Kantone den „gewaltigsten Eindruck" gemacht hatten und der im Emmendinger Cisterzienserkloster gern eingekehrt war, trat zur Empörung Vossens 1800 in die alleinseligmachende Kirche ein. Miller, noch Candidat am Ulmer Münster, das damals wie heute die süddeutschen Lutherischen aufnahm, schrieb den „Siegwart, eine Klostergeschichte".

Millers Romane und die Empfindsamkeit.

I.

Wie wir in der Lyrik den Rahmen erweiterten, um Unbedeutendes nicht ungebührlich breit darzustellen, mag uns auch eine weitläufige historische Untersuchung über die Quellen und die Anlage der Millerschen Romane erspart bleiben. Sie sind vor Allem deshalb wertvoll, weil sich in ihnen am schlagendsten unter den zeitgenössischen Werken die Empfindsamkeit, ene sonderbare psychologische Erscheinung des 18. Jahrhunderts, ausgeprägt hat. Dem „Siegwart“ muß, als dem Trauerhelden par excellence, freilich eine ausführlichere Betrachtung gewidmet werden, die eine knappe Skizze des Inhalts erleichtern soll.

Xaver Siegwart, der Sohn eines Amtmanns in einem wirtembergischen Dorfe, verlebt seine Jugend, ganz wie seinerzeit der kleine Miller, in der schönsten ländlichen Umgebung. Der Vater nimmt den ursprünglich für den Jägerstand bestimmten Knaben unvorsichtigerweise einmal in ein Kapuzinerkloster mit, wo die Gutherzigkeit und Freundlichkeit der Mönche derart bei dem zwölfjährigen Jungen verfangen, daß er sich „Ideale von Heiligen“ in den Kopf setzt und das Kloster nicht wieder verlassen will. Der alte Siegwart hat in der Nacht einen Traum, worin seine verstorbene Frau für den geistlichen Beruf ihres Kindes stimmt. Xaver bleibt daher ein paar Probe-

tage im Kloster zurück und begleitet einen Mönch auf seinen seelsorgerischen Besuchen. Zur Vorbereitung soll er auf die Piaristenschule. Die Zwischenzeit verlebt er wieder daheim, wo sich die Brüder, eigennützige, träge Gesellen, auf seinen Abgang freuen, aber Schwester Therese, der gute Genius des Hauses, Xaver zurückzuhalten sucht.

Bei den Piaristen wird er der Stubengenosse eines gewissen Kreutzner, der aber wegen Dieberei die Schule bald verlassen muß. Xaver schließt mit dem idealeren von Kronhelm (Miller und von Stolberg!) Freundschaft, die nur „die Lasterhaftigkeit des Einen oder Andern“ hätte aufheben können. Unter der Leitung des gebildeten Pater Philipp werden die Wissenschaften tractirt, was Miller aber, dem es mehr um die Geschichte von Siegwarts Herzen zu thun war, nicht ausführt. In den Ferien besucht Xaver Kronhelms elterliches Gut; dort verbittert ihnen Junker Veit, der unnatürlich rohe Vater des sanften Jünglings, den Aufenthalt. Dann geht Kronhelm mit dem Freunde in dessen Heimat; er spricht mit Therese viel in dem vertraulichen, angenehmen Ton der Ironie, „der den Deutschen so gewöhnlich ist“, und schwört ihr wertherisch über der Messiade ewige Liebe. Miller brachte an, was er bei seinem letzten Mündener Aufenthalt erlebt hatte. Therese gleicht überhaupt der Einem: sie besorgt den Haushalt des verwittweten Vaters, ist munter und — ernst, was das kleine Entzücken von Miller gelernt hatte. Wie er in Münden, so wird Kronhelm bei Siegwarts zurückgehalten; statt der Heringsladung ist es eine arme, kranke Frau, um derentwillen die Kutsche zu früh abfährt.

Die Korrespondenz der Liebenden wird von einer bösen Schwägerin aufgefangen. Junker Veit untersagt seinem Sohn das Schreiben an die „kahle Amtmannsdirne“, bricht beim alten Siegwart ein und tobt brutal gegen den Vater und die Tochter. (Man vergleiche in „Kabale und Liebe“ die Scene des

Präsidenten beim Musikus Miller, II, 6). Kronhelm reist melancholisch nach Ingolstadt. Siegwart folgt ihm mit einer Empfehlung seines Vaters an den Hofrat Fischer.

Die kommenden Ereignisse werfen ihre Schatten. „Vor der Liebe ist mir gar nicht bange", frohlockt Siegwart, obwohl er seinen Freund schon ganz unglücklich sieht. Eine Zigeunerin prophezeit: „eine Braut und keine Hochzeit! Gesundheit und ein frühes Grab!" Eine gewisse Sophie Grünbach verliebt sich in den Jüngling und geht daran langsam zu Grunde. Miller verwertete ein Ulmer Erlebnis, das ihm bald nach seiner Rückkehr begegnet war. Die Studien nehmen unterdeß ihren Fortgang. Siegwart ist in seiner Vertrautheit mit den klassischen Sprachen „auf dem rechten Wege, ein vernünftiger Gelehrter zu werden"; da sieht er, wie ein zweiter Petrarca, in der Kirche die Tochter des Hofrats, Marianne Fischer. Er erhält in der Familie Zutritt und erklärt nach einigen Bällen und Schlittenfahrten seine Liebe. Den Stoff lieferte Millers Brautstand mit der Spranger, der die schöne Marianne auch äußerlich ähnelt. Nicolai nannte die Mädchen von Ulm gewiß nicht umsonst die Lesbierinnen Schwabens: „Ein schlanker, harmonischer Wuchs, eine leichte und gefällige Wendung und eine gewisse Zärtlichkeit der Seele" sollten sie vorteilhaft von ihren Landesschwestern unterscheiden.

Der arme Kronhelm interessirt in München einen guten Onkel für seine Liebe, der auch die Siegwarts besucht und bei Veit für den Neffen bittet. Veit läßt den Sohn kommen, um ihn zur Ehe mit der Tochter eines benachbarten Junkers zu zwingen. Kronhelm entspringt; der Vater zieht sich beim Verfolgen eine tötliche Verwundung zu. Kronhelm führt nun Therese heim.

Siegwart hat noch von seinem sterbenden Vater die Erlaubnis erhalten, zur Jurisprudenz überzugehen. Aber das Unglück kommt von Kronhelm jetzt recht schematisch über ihn.

Der alte Fischer ignorirt jede Verbindlichkeit für die Siegwarts, um Marianne mit dem reichen Schrager zu verheiraten, ohrfeigt die Widerstrebende (wie auch Julie in den Nouv. Héloïse von ihrem Vater geschlagen wird) und läßt sie heimlich in ein Kloster schleppen. — Miller hat dies schale rousseausche Motiv der bösen Verwandten später noch oft wiederholt.

Siegwart jagt der Geliebten nach und läßt sich im Walde bei einem Einsiedler Theodor nieder, der als Jüngling einst die leibliche Mutter erstochen hat, als sie ihm seine Braut abspenstig gemacht. Kronhelm läßt Siegwart dort abholen und entdeckt Mariannens Kloster, wo unser liebender Jüngling, wie Boccaccios listiger Masetto, als Gärtnerbursche Georg untergebracht wird. Den Nonnen gefällt sein Gesang!

„Es war einmal ein Gärtner,
Der sang ein traurig Lied.
Er thät in seinem Garten
Die Blumen fleißig warten,
Und all sein Fleiß gerieth;
Und all sein Fleiß gerieth."

Er verabredet sich mit Marianne, Alles steht am Abend für die Flucht bereit und der Leser geräth in gelinde Spannung, weil nun endlich die Handlung kommen will, als plötzlich Verrätherei den Plan vereitelt, Siegwart fliehen muß und Marianne totgesagt wird.

Er tritt nun bei den Kapuzinern ein und siecht unter Kasteiungen und stetem Gedenken an die Abgeschiedene hin. Ein Nonnenkloster brennt in der Nähe ab, so daß die Insassen im Lande verteilt werden müssen. Nach Jahren zu einer sterbenden Klosterfrau gerufen, erkennt er die Geliebte; sie giebt ihm vergilbte Blätter, „ich war nicht gestorben . . . hier lies" — und entschläft. Siegwart verfällt in Fieber. Eines Abends 11 Uhr springt er aus dem Bette und sieht im Mondschein das Kreuz auf Mariannens Hügel; er läuft hinaus, sinkt ohn-

mächtig auf dem Grabe nieder und ist nach zwei Stunden erstarrt. Bei diesem letzten Auftritt waren der Kirchhof im „Hamlet“ und die Gruftscene in „Romeo und Julie“ vorbildlich gewesen.

Charakteristisch ist für diese marklose Erzählung eine aus Poesie und Prosa bunt gemischte Sprache, die zuerst, freilich ungleich geschmackvoller, Geßners Idyllen aufgebracht hatten. Der Stil geht eintönig „frauenzimmerlich“ mit lauter Punkten und kurzen Sätzen einher, wie die Schwester in dem Briefroman des kleinen Goethe schreiben sollte. Nur an erhabeneren Stellen, gelegentlich düsterer Klagen und Naturschilderungen, fließt er breit und in trochäischen, oft sogar gereimten Systemen:

„Willst du länger hier im Thal des Todes weilen?
Ach, Therese, laß uns eilen
An den Ort, wo keine Menschen sind!“

Neben biblischen Anklängen an das hohe Lied:

„Gott, ich war einst eine Blume! Gott, ich blühte!
Ach, und neben mir die schönste aller Blumen!
Marianne, Marianne! Blume Sarons!“

war dem Dichter noch aus Göttingen der Oden-Tonfall geläufig:

„Wenn die Apfelblüthen süßer dufteten und alles
Stille war, und der Mond herabsah.“

Man glaubt sich an Hölty erinnert:

„Der Mond hing am Himmel,
bald wolkenlos, bald zwischen dünnem
weißem Gewölk, das wie Silber glänzte.“ [124])

Später erzählte er auch die einfältigsten Dinge rhythmisch:

„In meiner Brust ist Ruh und Frühling,
So lang mich meine Sophie liebt . . . .“

und leistete sich im Akad. Briefw. eine Tirade wie die folgende:

. . . . „Manche Stunde flog uns schon vorüber,
Daß ich ihr von Euch erzählte,

Die Ihr mir so theuer und so lieb seid.
Und dann segnet Euch das Mädchen,
weil ich Euch so lieb hab,
und weil Ihr mich wieder lieb habt.
Dich, mein Trautmann, und auch Dich, mein Dörner,
soll ich vielmals von ihr grüßen;
Auch Sabinchen soll ich grüßen" u. s. w. u. s. w.

Es ist einmal üblich, den Siegwart als Nachfolger Werthers zu beurteilen, wie ungünstig für ihn auch ein Vergleich mit Goethes Dichtung ausfallen muß: dort unterliegt ein Mann nach heißem Kampfe gegen eine starke Leidenschaft und gegen die Schranken der Sitte und des Standes, während im Siegwart ein unreifer Jüngling, in dessen Leben Zufälligkeiten das Schicksal vertreten, primanerhaft tändelt und verschmachtet. Werther: dies „Büchlein" in reichwechselndem Stil konnte mit seiner unerschöpflichen Fülle von Anschauungen wirklich, wie Goethe wollte, ein zuverlässiger Freund für die leidenschaftlichen Menschen werden; Siegwart ist dagegen ein 1000 Seiten starkes, langatmig und anregungslos erzähltes Compendium recht äußerlicher Vorgänge, deren keiner von den Personen tiefer durchlebt und verarbeitet wird. — Welche Nüancen weist der Charakter Werthers auf! Ruhig und geklärt, froh, lästige Verbindungen gelöst zu haben, setzt er ein; die ersten Liebesempfindungen stimmen den Jüngling froh, der noch gegen Mißmut und üble Laune predigt, bis die Leidenschaft mit der Unmöglichkeit ihrer Befriedigung heißer und er selbst so gereizt wird, daß er den Zwiespalt zwischen sich und der Welt nicht mehr ertragen kann. Dieser Übergang vom Gesunden zum Kranken, wenn Werther dann endlich, statt zum naiven Griechen Homer, zu dem schwermütigen Nordländer Ossian gegriffen hat, vollzieht sich, fein abgestuft, durch zahllose Mittelglieder. Der einzige und verzehrende Ausbruch der Liebe steht am Ende des Werkes, das ihm in gewaltiger Steigerung zustrebt. Siegwart kennt jedoch nur ein stets gleich schwindsüchtiges Verlangen und einem kurzen

Glück folgt, schlecht geordnet, endloses Unglück. — Im Werther schließt die Leidenschaft geradezu den inneren Menschen auf; sie macht den Jüngling sensibel für alle äußeren Eindrücke, die er in geistreichen Aussprüchen und in merkwürdig tiefen, klargefaßten Formeln für sein Gefühlsleben wiedergiebt. Er beschäftigt sich theoretisch mit dem Leben und mit den Menschen überhaupt, die er, so weit sie zu seiner Umgebung gehören, durchschaut und treffend zu charakterisiren weiß. Siegwart wird dagegen fade, weiß während seiner Passion noch weniger Gescheites als vorher zu sagen und ist, ebenso wie Marianne, nicht der kleinsten gedanklichen Leistung gewachsen. Wirksam ist gegen Werther das durchaus gesunde, harmlose Naturell Lottens, die nur schwer die Zerrissenheit des Freundes begreift, kontrastirt; Millers Liebende geben sich beide an Überspanntheit Nichts nach. Goethe unterdrückt streng alles störende, unnötige Detail und sagt kaum etwas von Wilhelm, an den Werthers Briefe gerichtet sind; Miller schreibt mit dem unförmlichen Apparat kleiner häuslicher Begebenheiten, welche die Erzählung unerträglich drücken, denn jedes Aufstehen, sich Setzen, Essen und Trinken wird angesagt. Wenn im Werther eine kleine Zahl von Personen auftritt und in engster Beziehung zum Helden bleibt, so daß dem Romane der Charakter der Seelengeschichte eines Einzelnen doch nie verloren geht, ziehen im Siegwart die lebendigen Heiligen mit ihrem Gegenspiel fertiger Bösewichter schaarenweise auf, ohne der Hauptperson nötig zu sein oder sich selbst irgendwie noch zu entwickeln; Siegwart selbst geht völlig sündenfrei aus und wird nur einmal von seinem Schulkameraden Kreutzner zu schlechten Streichen verleitet.

Von den psychologischen Unmöglichkeiten der einzelnen Figuren wäre Manches zu reden. Denn es steckt doch ein zu guter, frischer Kern in dem Amtmannssohne, der jagt und Krieg spielt, am besten von allen Jungen schwimmt und läuft, als daß er dann unvermittelt in ein weichliches Gegenteil umschlagen

und sich später nie wieder seiner männlichen Anlagen auch nur erinnern sollte. Ein zukünftiger Dichter regt sich im Knaben Xaver, wir werden — Miller war 1775 schon erschöpft — mit kümmerlichen Proben abgespeist. Das Klostergelüst ist vollends unwahr, denn so fanatisch kann das frömmste Kind in den jungen Jahren nicht empfinden. Daß sich der Herr Rat von Eller für die Liebe seines Neffen Kronhelm wirklich verwendet, glaubt man ihm kaum. Er zeigt zu wenig Standesvorurteilslosigkeit, um eine solche Sache für mehr als eine Liaison ansehen zu dürfen. Wie kann ferner der alte Fischer, der sich wohl stolz, aber doch ganz höflich zu Siegwart stellte, plötzlich losrasen, als die Tochter den artigen Jüngling, den gern gesehenen Gast im Haus und guten Musikanten, liebt?

Kleine künstlerische Züge, — wie das ergreifende Zusammenstimmen der absterbenden Natur mit Werthers Unglück, — zu berücksichtigen, war Miller ganz außer Stande. Seine Technik ist viel zu simpel. Gewöhnlich schafft er Panik mit unvorhergesehenen Erkrankungen geliebter Personen. Die Angehörigen eilen bestürzt und auf alles gerüstet hinzu, um die Aufgegebenen nach überstandener Krisis vergnügt aufleben zu sehen. Vordeutende Träume sollen den Überblick über die Komposition erleichtern.

Miller verschmäht bei seiner umständlichen Erzählungsart nicht einige realistischer gezeichnete und kraftvollere Partien, deren Inhalt erwähnenswert ist. Er hatte auf dem Lande das Volksleben in seinen derberen Äußerungen kennen lernen und schildert nicht, wie in den Liedern, bloß den verliebten Hans, sondern führt uns auch in bäuerliche Familien selbst ein, zu ihren unerquicklichen Zänkereien, bei denen es zwischen Mann und Frau blutige Gesichter und zerrauftes Haar giebt, und sich die Kinder zitternd vor den Eltern verkriechen. Er begleitete nach Goethes Muster die Haupthandlung mit zahlreichen Episoden aus den niedern Ständen, ohne die

Harmonie zu erreichen, welche in den Schicksalen des Bauernburschen, der Mutter und ihren Kindern, und denen Werthers herrscht, wo Glück und Unglück mit einander ganz unverkennbar parallel laufen. Miller ließ die Bauern in recht derben Ausdrücken und in einem grammatisch entstellten ländlichen Süddeutsch reden. Größere Gespräche faßte er in dialogische Form, die damals in den Romanen (vergl. H. L. Wagners Seb. Sillig), üblich wurde. — Siegwart erkennt, daß sich bei den Landleuten — der Welt im Kleinen, — ebenso gut gescheite Köpfe, Stutzer und Koquetten fänden, wie bei den Städtern. Er macht die dörflichen Gewohnheiten mit und wohnt wie seinerzeit die Stolbergs vor Zürich, außerhalb Ingolstadts auf einem Bauernhof. Miller wünschte auch das Elend der Landleute zu erleichtern, die doch mehr die Kräfte der Natur zu ihrem Heile benutzen lernen sollten. Wie im Anton Reiser, wird der Schulmeister mit seinem Kauderwelsch aus Deutsch und Latein, das er gravitätisch vor den Andern spricht, lächerlich gemacht. Wirtshausscenen, wie sie damals häufig zwischen Werbern und Rekruten spielten, ließ sich der Dichter nicht entgehen. Wilderer sitzen beim Krug und schimpfen, daß ihnen der Fürst wohl die Mäuse, die er nicht brauchen kann, aber keinen fetten Hirsch überlassen wolle. Kleinere Auftritte fügte Miller, ohne jenes genrebildliche Geschick Goethes, ein: badende Kinder sind in Gefahr; Siegwart rettet sie, wofür ihm die Mutter verwirrt dankt. Möglichst freundlich sucht er aber, nach rousseauschem Muster, das Einvernehmen zwischen einer guten Herrschaft und ihren Untergebenen zu gestalten und bei Kronhelms seine patriarchalischen Ideale zu verwirklichen.

Wie die Göttinger Tendenzen noch einwirkten, haben wir oben angedeutet. Zum letzten Male fluchte jetzt Miller in tyrannos, über den verkommenen, niedern Landadel, dessen wüste Gelage, Unsittlichkeiten und junkerhafte Prahlereien er mit sichtlichem Behagen ausmalte. Der Mißbrauch der landesherrlichen

Gewalt verletzte ihn, und Siegwart und Kronhelm machen im Stillen wieder gut, was der alte Veit an seinen Leuten sündigt. Dieser ist unzweifelhaft eine Karrikatur des Western aus Fieldings Tom Jones. Veit liebt tolle Ritte, Parforcejagden, unmäßigen Weingenuß, ist plump, rücksichtslos, hitzig, aufschneiderisch, cynisch und gottlos, („lieber ein Bankert von 'm Edelmann, als ein lausichter Amtmannssohn") und „schmeißt" Virgils Eclogen, worin die eifrigen Siegwart und Kronhelm in den Ferien lesen, auf den „Misthaufen". „Mit der einfältigen Gelehrsamkeit! Ich hab in meinem Leben nie gehört, daß ein Gelehrter 'n guten Soldaten oder Jäger abgegeben hat." — Bürger[125]) wurde bei der Stelle „rappelköpfisch", wo Veit den alten Siegwart in seinen vier Pfählen beleidigt „und der Herr Verfasser dem Amtmann nicht einmal so viel Galle überlaufen lasset, daß er, den adlichen Schurken bei der Gurgel, ihn die Treppe herunter wirft und mit Hunden von seinem Hofe hetzt." Der Junker benimmt sich in der That unglaublich, schimpft vor dem Vater auf „das saubere Mensch", an dem sein Sohn „den Narren gefressen," verbietet außer dem Briefwechsel auch jeden Gedanken an einander, und zieht, Mord und Totschlag drohend, mit gestreckter Pistole aus der verdutzten Familie ab. — Wenn dieser Wüterich kränkelt, so muß es immer eine Folge seines leichtfertigen Lebenswandels sein, das Podagra, an dem übrigens die sämtlichen Schreier und Raufer in Millers Romanen leiden. Nachher singt Veit wieder:

„Das Jagen ist mein größte Lust,
Zieh's allem andern für!
Man ist so frisch,
Rennt durchs Gebüsch,
Und springt als wie ein Tier."

In seiner Umgebung tänzelt der „süße Herr" Silberling, zart, zimpferlich und galant herum „das Haar mit einem perlenfarbenen Bande aufgebunden," im grünen Kleid mit gold

bordirter Weste, der lieber unschädliche Limonade als das starke Kirschenwasser des Junkers trinkt — ein unverkennbarer Nachkomme Säugling-Jacobis aus Nicolais, im Haine wohlgelittenen Roman Sebaldus Nothanker. Es wird zu drolligen Gegensätzen verwertet, wenn Silberling über Musik und die Annehmlichkeit des Hoflebens in Fremdwörtern plaudern will und Veit seine ungewaschenen Jagdausdrücke dazwischen wirft. So ging unserm Autor der Sinn für das Komische, ja Derbe, und die nötige Trockenheit zur ungezwungenen Wiedergabe desselben gar nicht ab; das beweist auch die ceremoniöse aufgeputzte Amtmännin im „Siegwart", die ihren Gatten gut in Schach hält und sich mit lächerlicher Umständlichkeit vor dem adligen Kronhelm über ihren Stand erheben will, oder im „Burgheim" die trefflich beobachtete Badegesellschaft. Miller trägt freilich stark auf und wird leicht zum Karrikaturisten, aber er findet doch die bezeichnenden Züge, und es wäre ihm nicht zu schwer geworden, diese Ansätze vielleicht auf dem Gebiete des satirischen Romans weiter zu bilden, wenn er nicht in Trauerweisen, mit Klopstock zu reden, lieber „Wendung fürs Herz" getönt hätte. Fehlt dem Roman auch ein politischer Hintergrund, so sind Nord- und Süddeutschland in ihren Eigenheiten ganz deutlich abgegrenzt. Miller that die vornehme Zurückhaltung in Sachsen, diesem Lande des feinen Tons, wegen der seinen Schwaben eigenen „Gewissenhaftigkeit", ja „Neugier", weh, aber er verhehlte doch nicht die geistige Unterlegenheit des mit der neuesten, reichen deutschen Litteratur ganz unbekannten Südens. Universitäten, wie Ingolstadt, seien durch die Jesuiten noch tief im Aberglauben stecken geblieben. Eine scharfe Zensur halte jedes nicht katholische Buch fern, und die Studenten, die kaum deutsch verstünden, redeten ein erbärmliches Küchenlatein. In das damalige Schulleben gewährt der Roman manchen interessanten Einblick. Miller fühlte wohl den Schaden einer mit Schablonen arbeiden Pädagogik, die „auf Regeln der Dicht- und Redekunst und

auf unnatürliche Chrien" statt auf die poetischen Werke selbst zurückging. Er erläßt uns auch nicht ein paar lächerliche Proben falscher elterlicher Liebe: ein ungebildeter Vater will immer Schmeichelhaftes über seinen Sohn hören und ihm zu Ehren auch ein Gelehrter werden, oder ein anderer möchte aus seinem Kinde gern einen Raufbold und Renommisten machen. Man muß sich die Liebhaberei des Sturmes und Dranges für das Theater vergegenwärtigen, wenn Miller des Langen und Breiten von den Dramen erzählt, die vor der Öffentlichkeit von den Klosterschülern aufgeführt wurden. Siegwart giebt in der Athalia den Joas und im Singspiel Thomas Aquinas den Titelhelden, nach andauerndem tag- und nachtlangen Üben, „daß er nicht mehr Siegwart, sondern der Heilige selbst zu sein glaubte."

Millers religiöser Standpunkt läßt sich durch allen Weihrauch hindurch nur schwer bestimmen. Wenige Worte des Tadels bleiben für die dem Andersgläubigen unverständlichsten katholischen Einrichtungen übrig. So vergaß er bei aller Neigung zum Klösterlichen nicht, die schon in den Nonnenliedern behandelte Frage wieder aufzuwerfen: „Warum schuf Gott zweierlei Geschlechter, wenn sie sich durch Mauern von einander absondern wollen?" Der alte Veit, der die Jesuiten, „die Braunküttler" und „verfluchten Schleicher", nicht leiden kann, zotet über das unsaubre Verhältnis eines Pfarrers zu seiner Köchin. Polemisch wandte sich Miller gegen das mehr prunkende als andachtsvolle Prozessions- und Büßerwesen, besonders gegen die Charfreitagsspiele. In München sieht Siegwart noch die Kreuzigung, „die das Jahr darauf auf churfürstlichen Befehl zum Triumph der guten Vernunft abgeschafft worden ist." Und anschaulich schildert er, wie eine ähnliche Feier in Günzburg entartet sei, wo der Schächer vom Kreuze herab einem Bauern durstig zuruft: „He, Hans! hast du Nichts zu trinken?" Entschieden tritt Miller, der in der Heimat gewiß „die lutherischen Ketzer" oft hatte be-

nachteiligen sehen, für die Toleranz ein. P. Anton verbittet sich bei seinen Beichtkindern jede Gehässigkeit und wünscht: „Wir hätten All' einen Glauben!" Siegwart schmerzt es, daß die Protestanten ärger als Vieh behandelt würden. Seine Entrüstung, als im Postwagen einem Juden von rohen Offizieren und dem Kondukteur eine Bache unter den Platz gesetzt wird: „Mauschel, Mauschel, hast du Gelüst zu Schweinefleisch," — deutet in bescheidener Weise auf die Zeit des Nathan. Auch die Aufklärung, die alte Feindin des Hains, befehdete er wieder und wollte die Quellen der Religion und Menschenliebe rein halten, die nicht von Eiferern, sondern von Lehrern aus Überzeugung und mit Wärme vorgetragen werden müßten. — Große predigthafte Abschnitte dienen zu Jung-Siegwarts Erziehung und verteidigen den teleologischen Optimismus, der Alles zum Besten der Menschen eingerichtet glaubt, gegen die Eigenliebe. Auch was Miller sonst an Regeln für ein bürgerliches Haus besaß, schaltete er ein; daß eine Heirat besser aus Liebe als aus Geldrücksichten geschlossen werde, lehrt die Episode mit dem Bauer Sixt; voll tüchtiger Philistermoral und in friedlicher Langweiligkeit warnt Miller vor Luftschlössern, denn er selbst war ja vernünftig geworden und schweifte nicht mehr wie vordem in die Weite. Ganz ungerechterweise erhob man gegen ihn den Vorwurf der Unsittlichkeit: die Scene, wo sich Siegwart und Marianne in einer dunklen Geisblattlaube treffen, ließ nämlich den lüsternen Rezensenten der A. D. Bibliothek nicht ruhen, der sich Dinge dachte, die Miller nie hatte auch nur andeuten wollen. Man schöpft wirklich aus dem Siegwart diesen bescheidenen Trost, daß jeder, der ihn las, auf Wochen keine schlechtere oder gar anstößige Lektüre betreiben konnte.

Goethes Werther wurde fast allenthalben[126]), wie Boie an Nicolai schrieb, als „Verteidigung des Selbstmordes" angesehen. Auch Millers Christentum war durch jenes gewaltsame, selbstwillige Ende verletzt worden. Ganz vermeiden ließ sich nun

diese Todesart nicht; denn „gekränkte oder unbelohnte Liebe ist Alles zu thun im Stande“. Miller verlegte deshalb solche Katastrophen in die Nebenhandlungen: ein neunzehnjähriges Dienstmädchen wird aus der Donau gefischt: „So ein Tod ist doch der schrecklichste!“ sagte Siegwart; „Gott sey dem armen Mädchen gnädig.“ Einem liebe- und lebensmüden Freunde reden Kronhelm und Siegwart zu, „sich doch selbst zu schonen und kein Selbstmörder zu werden!“ — „Das werd' ich auch nicht, sagte er, dazu hab ich zu viel Christentum und weiß, daß es Sünde ist.“ Siegwart sieht, nach der mißlungenen Entführung Mariannens in ähnlicher Lage, doch ein, „daß er schuldig sey, für seine Erhaltung zu sorgen und sich nicht dadurch zu schwächen, daß er seinem Gram beständig nachhing“. Auch beim Einsiedler Theodor siegt der Glaube an Gott über das tolle Verlangen, ins Wasser zu gehen. Wie mit Gellerts weichlicher Moralität erzogen, hat Miller für den Muttermörder nicht einen Vorwurf: „Bedauern und beweinen kann ich dich. Mehr nicht, unglücklicher Mann! Du bist ein Mensch gewesen, mehr nicht . . .“! ruft Siegwart. So stutzte sich Miller aus der Definition im Goetz „Was den Dichter macht? Ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz!“ mißverständlich den „Empfindungsdichter“ zurecht, einen guten Mann voll Gefühl und Bestreben, der Welt zu nützen, wie es im deutschen moralischen Roman vor ihm Gellert und Hermes gethan hatten. Die Phantasie ging völlig leer aus; die dürftige Fabel war bei ihm bloß das vehiculum der in seiner Augen höheren Absicht, zu unterrichten. Er belehrte Voß: „Überhaupt gewöhnliche Begebenheiten und Situationen gut und anziehend bearbeiten, halt' ich für nützlicher und besser, als ungewöhnliche Situationen anlegen.“ [127]) Deshalb strich er auch in seiner noch im gleichen Jahr mit dem Siegwart erschienenen „Geschichte der Zärtlichkeit“ in platter Weise den moralischen Nutzen des Werther heraus und ließ ein Mädchen, das bei seinen Ge-

schwistern Mutterstelle vertritt, in einer Gesellschaft behaupten: „ich dank's Goethen und seiner Lotte, daß sie mich gelehrt haben, meine Geschwister nun mit weit gewissenhafterer Sorgfalt zu erziehen." Boie aber verweigerte diesem Roman die Aufnahme in das deutsche Museum, für das der Autor ihn bestimmt hatte. Die „Geschichte der Zärtlichkeit" war in Briefform komponiert, welche die Millerschen Schriften fortan beibehielten. Liebende stecken einander beim Kommen und Gehen die Briefe in die Hand, da sie sich während des Beisammenseins nicht haben aussprechen können. Der Werther dient als ergiebige Vorlage bei allerlei Kleinigkeiten, z. B. mißfallen Wilhelm die übernommenen Kanzleigeschäfte. Er muß bei seiner schwächlichen Konstitution viel reisen, bekommt Blutspeien und stirbt endlich. Sophiens Witwenschaft behandelte der 1780 herausgegebene Nachtrag, sie lernt sich fassen nnd heiratet schließlich den Mann einer verstorbenen Freundin.

Weiter warf Miller das Briefnetz in den nächsten Werken über mehrere Freunde im oben besprochenen akademischen Roman, über ganze Familien im Burgheim. Der Held, Carl von Burgheim, fühlt nach einer sündhaften Vergangenheit endlich wahre Liebe zu einer Emilie von Rosenau. Darüber freut sich seine Schwester Friederike wie sein guter Freund Blumenthal, nur ein Onkel ist erzürnt. Emilie liebt aber den Eduard von Alten. Friederike wird unglücklich, weil ihr Griffberg sie unerklärlicherweise verläßt. Witzig gehaltene tröstliche Briefe treffen von einer Freundin des Mädchens, Henriette von Biedenhorst ein. Carl von Burgheim fällt wegen seiner unerwiderten Neigung fast in Wahnsinn und geht in die Schweiz, dort entreißt man ihn noch rechtzeitig zwei britischen Schwindlern. Nach der Rückkehr lebt er, Emilie und Eduard, wie Lotte, Werther, Albert zusammen. Eduard jagt bald darauf den unschuldig verleumdeten Carl weg. Schließlich wendet sich für Karl alles zum Guten: Eduard stirbt an der Schwind-

sucht und Emilie giebt vier Monate später dem Freunde ihres seligen Mannes, Carl, die Hand, Friederike vermählt sich mit einem Braunwald. Vor Thorschluß aber spielen sich noch erregte Scenen ab. In Frankfurt sieht Carl Lessings Sara, in der die Marwoodrolle mit einem früher von ihm geliebten Mädchen, Louise von Frankenfeld, besetzt ist. Nun wird die Scenerie verwirrt. Marwood-Frankenfeld dringt bei Emilie ein und stellt derselben in einem heftigen Auftritt ihren und Burgheims Sohn vor. Emilie flieht, die Frankenfeld stirbt und bekennt sich als Verführerin Burgheims. Emilie kehrt deshalb versöhnt zurück und nimmt den kleinen Burgheim an Kindesstatt auf. Ein Dankbrief des Helden an den Autor, für die Mühen der Veröffentlichung, krönt das Ganze.

Miller war schon am Ende; aber es sollte schlimmer kommen. In seinem letzten größeren Werke, dem „Gottfried Walther" stieg er aus den aristokratischen Kreisen zu den Handwerkern und erzählte, ein Jammerprediger, die Schicksale eines wandernden Tischlergesellen, und die Verarmung einer wohlhabenden, aber leichtsinnigen Stadt, in ohnmächtigem Aerger über die Sündigkeit dieser Welt! Man braucht nicht näher auf diese Werke einzugehen, z. B. auf die so leicht zu erweisende Richardsonsche Technik des Burgheim, denn die letzten Romane fanden auch auf dem litterarischen Markte keine rechten Käufer mehr, die sich doch einst um den Siegwart — und damit kehren wir zu dem Erstlingswerke zurück — fast geschlagen hatten. Die Leser bemitleideten den armen Xaver, der so hochherzig zu Ende duldete, und fanden Mariannens Schicksal nicht weniger tragisch, als den Ausgang der „Clarissa". In Süddeutschland saß alles über dem Siegwart, und drei „schändliche Nachdrucker, die vom öffentlichen Raube leben, offenbare Spitzbuben"[128]) halfen zu Millers Empörung rührig dem Lesebedürfnis ab. In Mecklenburg sorgte Freund Voß für die Ausbreitung. Der Autor selber, dem bei einem Besuche in Tübingen die halbe Univer-

sität mit samt den vielen Fremden demütigst aufwartete, gefiel sich auf kleinen Reisen in der Rolle „des grünen Esels“. Der Markgraf von Baden war „Siegwartophilus“.[129]) Die Augsburgerinnen — so weit ging die lebendige Teilnahme für die Einzelheiten — beklagten sich bei Miller, daß die gespreizte Amtsmännin in seinem Romane aus ihrer Stadt gebürtig wäre. Schüler dichteten in ihren arbeitsfreien Stunden Episteln voll religiöser Minneschwärmerei an eine überirdische Marianne, welche mit ihrem in der Stille angebeteten Mädchen zu einer Person verschmolz. Der zehnjährige A. W. Schlegel beweinte Siegwarts Ende mit heißen Thränen. Auch die Unverschämtheiten gegen die Lehrer wurden von einer Jugend eingestellt, die „siegwartisierte“, d. h. im Mondschein in einem Wäldchen umherwandelte. Mit Versen wurde dem Autor gedankt, „daß er uns Siegwart schuf,“ ein Kritiker strich, von Millers „Idyllenseele“ entzückt, Jacobis Worte „Ewig sollen Hagedorn und Natur meine Führer sein,“ und rief: „Miller und Natur, ihr seid meine Führer“.[130])

Die Hainfreunde waren über dem Roman betroffen gewesen, obgleich sie aus langen Briefen Millers Schreibseligkeit zur Genüge kannten. Aber seine Schriftstellerei war geheim gehalten worden; nur durch Schubart erfuhren gute Freunde unter der Hand, daß etwas im Werke sei. — Sie hatten freilich in den Tagen des Bundes von kühnen Werken nach dem Muster des Messias geträumt — von Hermanniaden, Brutus- und Kreuzritterepen — aber dies breite, behagliche Geschreibsel, „für jeden anderen Schwaben vortrefflich“, hatte Keiner in Miller gesucht. „Ich armer Teufel kann nichts, als Verse zu Markte bringen; von Euch erwarte ich nun leicht einen neuen dicken Hercules und Herculiskus“, schrieb Bürger. Und Hölty sah seine scherzhaften Andeutungen gelegentlich der Mündener Liebelei nur zu ernst aufgenommen: „Dann wirst du vor den Filetmanschetten knieen, wie Werther vor dem Bande, und sie wohl gar mit ins Grab

nehmen. Dann will ich deine Leiden beschreiben und Weygand soll sie verlegen", so hatte er übermütig in einem Briefe an Miller im December 1774 versprochen. Voß aber, der Ehrlichkeit immer zu den wahrsten Pflichten der Freundschaft zählte, selbst auf die Gefahr, den Genossen dadurch einzubüßen, mahnte, langsam und weniger, „für die Enkel unserer Enkel" zu schreiben, denn „Du willst doch unsterblich sein!" und wurde ungeduldig, als Miller ihm einen Roman nach dem andern schickte: „Er ersäuft das Gute, das ihm sein Genius bescheert, in einem Strom von wässrichtem Geschwätze." Als daher 1780 in Ulm ein offenes Urteil gewünscht wurde, censirte er mit Berufung auf den Zweck des Bundes: „Deine Romane gehören mehr oder weniger zur Ohrenhängerei. Sage mir nichts von dem Beifall des Volks oder dem Frohlocken der Buchhändler. Deine Freunde, deren Urteil dir mehr gelten muß als Hans Hagel's, sind unzufrieden mit deiner Arbeitsamkeit, und dein alter Voß sagt dir's aufrichtig, daß er's ist. Miller antwortete 1785, daß er nun selber seine Werke „höchstens für disjecti membra poetae" ansehe, „ohne den lebenden Gotteshauch, der ihnen Dauer und Unsterblichkeit erteilen könnte".[131])

Wie sich das Ritterdrama aus Goethes Götz entwickelte, bildeten sich am Werther und massenhaft am Siegwart eine Menge kleinerer Dichter heran, die den süßlichen Stil und empfindungsschwangeren Inhalt weit überholten. „Scenen aus dem menschlichen Leben oder Geschichte einer Spröden. Ein Roman für Liebende", „Auszug aus Eduard von Blondheims geheimem Tagebuche", „Adolphs Briefe", „Fragmente zur Geschichte eines liebenden Jünglings" waren schnell gegen Ende der siebziger Jahre auf den Markt geworfen. 1780 ließ sich anonym sogar „Siegwart der zweite" in einer öden Geschichte voll Abschweifungen über Christentum, Selbstmord und — Impfen hören. Kosegarten — um noch einige Namen zu nennen brachte diesen wimmernden Ton in seiner „Wunna oder die

Thränen des Wiedersehens", J. Chr. Fr. Schulz schrieb mit 16 Jahren „Karl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld", und noch Ernst Wagner in Meiningen nannte den Helden eines seiner Romane aus Hochachtung für den Dichter des Siegwart Ferdinand Miller.[132])

Auf der einen Seite wurden besonders die sentimentalen Elemente, z. B. in dem nicht uninteressanten, schon erwähnten „Reizenstein", verwertet, der Geschichte eines Offiziers, der, vom Grabhügel seiner Geliebten weggerissen, nach Amerika geht.[133])

Andere schälten aus dem Siegwart das Klosterwesen heraus. So zeichnete Chr. Seybold im „Hartmann" 1778 die Laufbahn eines schwäbischen Theologen bis zum Vicariate nach, mit langweilender Kleinkenntnis und Ausfällen gegen das wirtembergische Erziehungswesen. Auf der verunglückten Entführung beruhte das abenteuernde Buch „Heerfort und Clärchen" von Christiane Eugenie Naubert. Der Geliebte dringt nächtlicherweile in den Klostergarten durch den Bach ein, entführt in der Hast eine falsche Nonne, kommt das zweite Mal als Schornsteinfeger wieder nnd nimmt nun die richtige mit. So wußte sich Lichtenberg schließlich keinen deutschen Roman bis auf die dritte Seite zu denken, in dem es nicht Klöster gäbe, „wo man ein verliebtes Paar unterbringen kann".[134])

Einzelne Episoden des Siegwart wurden mit Erweiterungen neu erzählt. Ein anonymer J. G. A. verfaßte auf Bitten seiner Gattin in schlechten Versen das ernst gemeinte Büchlein „Siegwart und Mariana, eine Romanze in drei Gesängen". Und wie in der Wertherliteratur, durch die uns Appell in seinem bekannten Buche so sicher und geschickt geleitet hat, „Lotte bey Werthers Grabe" den Verblichenen ansang, bedankte sich die abgeschiedene Sophie Grünbach in der Berliner Litt. Zeitung 1779, S. 242 für Siegwarts Zähren, und ließ noch im selben Jahrgang, S. 577, von Reichard aus ihrem Leben das fabula docet verkünden:

„Schöne, sich verwandte Seelen
Trennt zu gern das Mißgeschick."

Unter unsern großen Dichtern sind die jugendlichen Schiller und Jean Paul eifrige Leser des Siegwart gewesen. Stundenlang schwelgte Schiller als Karlsschüler am vergitterten Fenster einsam über seinen selbstgezogenen Lilien in dem Romane, damals, wo er noch nicht „die Natur aus der ersten Hand verstehen" konnte. In der „naiven und sentimentalischen Dichtung" verfuhr, er, wie aus einer gewissen Schonung für den einstigen Liebling seiner Jugend, zu glimpflich mit Miller, und gab dem Siegwart mit den „Reisen nach dem mitternächtigen Frankreich" „einen gleich großen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob".

Jean Paul schloß seinen Primanerroman „Abelard und Heloïse" in Inhalt und Form eng dem Siegwart an.[135]) Die Liebenden stehen am Grab eines ertrunkenen Landmädchens; ein geiziger, tyrannischer Vater trennt sie; Abelard will sich auf Heloïsens Hügel „durch die Kälte des Nachtgeistes töten lassen", bringt es aber nur zur Ohnmacht, erschießt sich und kommt in den Himmel, „wo alle sich wiedererkennen . . . Werther und Lotte, Siegwart und Marianna." Schon nach 8 Monaten war J. Paul auf der Universität über solche Sachen hinaus, und hielt sie für Thorheiten. Die Empfindelei streifte er ab; das rasch erwärmbare Herz blieb zurück, zu dem sich bald die glühendste, dichterisch anschauende Phantasie gesellte, die den Jugendroman nicht einmal gestreift hat.

Auch im Auslande wurde der „zerrüttete Gast", wie sein Vorgänger Werther, willkommen geheißen. Amerika importirte 1777 eine Ladung von 1000 Exemplaren. Zwischen 1778 und 1785 wurde Siegwart zweimal ins Französische, ins Polnische, Ungarische, Dänische, Holländische (und Italienische?) übertragen; und in den Niederlanden weckte er in den achtziger Jahren einen Dichter, der an Sentimentalität in den Romanen

„Julia“ und in „Ferdinand en Constancia“ alle Deutschen noch hinter sich ließ, Dr. Rhijnvis Feith.[136]) Zusammenkünfte in Gewölben, Schlaf des Liebenden in einem Sarge, der aus dem Weidenbaum von Juliens Grab gezimmert ist, das waren die letzten Konsequenzen des Siegwart.

Die Gegenströmung konnte bei einem solchen Enthusiasmus nicht ausbleiben. Werthers Leiden hatten ja schon den Unwillen der wenigen „Verständigen“ erregt, die sich um Nicolais „Freuden des jungen Werthers“ scharten;[137]) und Goethe war unbefangen genug, über sein Buch und dessen Gefolge nachträglich in kleinen Spielen, dem „Neuesten von Plundersweilern“, und dem Triumph der Empfindsamkeit zu spotten. In dem letztgenannten Spiele fallen bei der Oeffnung der ausgestopften Puppe außer vielem Häckerling auch ganze Partien von Schriften — als Neuestes und Seichtestes zuerst der „Siegwart“ — heraus. Anton Reiser wollte Millers Buch in Satiren verspotten, die leider ungeschrieben blieben. Gefährlich aber trat die in Mannheim erschienene und von der allgemeinen deutschen Bibliothek warm empfohlene Travestie auf: „Siegwart oder der auf dem Grab seiner Geliebten jämmerlich verfrohrene Kapuziner. Eine abenteuerliche aber wahrhafte Mord- und Klostergeschichte. Der christlichen Jugend zur Lehr und Ermahnung in Reime gebracht und abzusingen nach dem Lied: Hört zu ihr Junggesellen.“[138]) Im trivialen Bänkelsängertone wird der Roman, dessen Seitenzahlen sogar zu besserer Orientirung den Versen beigefügt sind, in seinen wichtigsten Einzelheiten durchgehechelt. Der Spaßmacher läßt niemand in Ruhe, selbst nicht die gute Schwester Xavers:

„Sonst hatte noch der Pursche
„Ein zartes Schwesterlein,
Mit der er in Diskurse
Sich gar zu gern ließ ein.

Kronhelms frommes Äußere reizt den Spötter:

„Da war mit blonden Haaren
Ein Jüngling, fein und zart,
Und der und Siegwart waren
Von gleicher Denkungsart.

Von Kronhelm war sein Name,
Er war dem Siegwart wehrt,
Und wann er zu ihm kame,
So machten sie Konzert."

Miller ließ es dem Verfasser, einem „Mißgeschöpf" Namens Bernritter, im Burgheim entgelten, wo er einen angeblichen Parodisten der Clarissa zurechtwies: „der triefäugige, hagre Kerl hat die traurige rührende Geschichte der Clarissa Harlove in erbärmlich gereimte, pöbelhafte Verse gebracht. O wär er da, ich wollt ihm seinen Wisch ums Maul schlagen!" (Vergl. die Travestie des Werthers von Bretschneider.) Trotzdem bekämpfte er in seinen nachsiegwartischen Romanen gelegentlich selbst die „Wertherenthusiasten", und meinte auf eine Welt mit lauter solchen Heracliten und Heraclitinnen verzichten zu müssen. Im Jahr 1782 focht noch der „Almanach für Belletristen" nach einigen bewundernden Worten auf den entschlafenen Lessing fast mit jeder Zeile gegen „Siegwart und andere ähnliche Unholde": „Wer sich von der Natur entfernt, kann nicht nützen," damit griffen sie den Ulmer auf seiner schwächsten Seite an. —

Wie war nun aber diese Empfindsamkeit beschaffen, die von den Einen maßlos vergöttert wurde und gegen die wieder Andere — nicht ohne Witz — protestirten? Millers Romane geben von ihr ein erschöpfendes Bild, das im Folgenden umrissen werden soll. Unumgänglich nötig war es, Rousseau, Klopstock und Goethe, als die Vorläufer heranzuziehen, und mit manchen, den Briefwechseln der Zeit entnommenen Zügen zu beweisen, daß die Gefühle auch außerhalb der Bücher den freiesten Spielraum hatten. Es will wohl manchmal scheinen,

als ob diese und jene Art der Gefühlsäußerungen, wie wir sie kennen lernen werden, der sentimentalen Zeit nicht ausschließlich eigen wäre. Gewiß hat sich die innere Erregung in der Liebe und im Haß immer mit Blicken, affektvollen Worten u. s. w. verraten, aber es charakterisirt jene siebziger Jahre vor anderen nüchterneren Zeiten, daß sie das Gefühlsleben nicht nur mit besonderer Virtuosität und kleinlicher Ausführlichkeit beschrieb, sondern auch zum ausschließlichen Mittelpunkt der ganzen Darstellung machte. Wie wären sonst diese doch kümmerlich erfundenen Romane beachtet worden, wenn es den Lesern gar um Phantasie und Witz zu thun gewesen wäre?

II.
Die Empfindsamkeit.

Liebe.

Die Liebesleidenschaft hatte Goethe im Werther mit einer vernichtenden Heftigkeit sich ausleben lassen. Aber dies tiefe Erleiden kam bei den Zeitgenossen gerade der Neigung zum Dämmerhaften und Herbstlichen und einer weitverbreiteten, schwermütigen Auffassung des Daseins entgegen. Jeder glaubte jetzt an solchen glücklich-unglücklichen Zuständen teilhaben und beweisen zu sollen, daß er so gut wie die andern ein fühlendes Herz besaß, und zur Not auch mit einem schmächtigen Antlitz und gramvollen Augen, die inneren Qualen bestätigen konnte, lange bevor Heine mit seinem bleichen Gesichte kokettirte[139]). „Wie bemitleide ich die rührende Blässe, das kostbare Pfand des Glückes eines Liebenden, und wie hasse ich die aufdringliche Gesundheit,“ rief der Held in Rousseaus Heloïse, St. Preux, dessen Empfindung die sentimentale Zeit nebst denen Werthers kopirte, ja noch zu überbieten trachtete. Wer munter, sicher und zufrieden auftrat, kam in den Ruf der Empfindungslosigkeit; dagegen wurde zarten Personen ein über das andere

Mal zur Vorsicht geraten, „denn wenn man schon zu lieben anfängt, ist alle Flucht zu spät,“ und ihnen mit Genugthuung phezeit, sie könnten bei ihrem leicht verletzlichen Herzen durch Liebe einmal sehr unglücklich werden.

Miller nahm sich der Empfindenden besonders warm an; und war betroffen genug, als er bei Arm und Reich, bei Bauern und Adligen keine gute, edle Seele mehr entdeckte, die nicht das unschuldige Opfer unglücklicher Liebe war. Er stellte Berechnungen an und fand, daß „unter hundert Jünglingen und Mädchen mindestens immer zehn von der Liebe getötet oder um einige Jahre dem Grabe näher gebracht seien.“ Ein anderes Mal machen sogar an die fünfzig Prozent solche Erfahrungen: „Könnten wir auf einmal all die Seufzer hören, die in einer Mitternacht aus jugendlichen Seelen zum Himmel aufsteigen — o, kein Auge eines Fühlenden, kein Ohr eines Mitleidvollen könnt es eine Stunde aushalten.“ 140)

Der unglücklich Verliebte fristete in der That ein jämmerliches Dasein; denn er sprach selten, sah meistens dumpf und mit starren Blicken umher, oder saß auch wohl von Morgens bis Abends in einer Ecke, wo ihn nur gelegentliche Seufzer verrieten. In den Büchern gingen ihn wehmütige Stellen an, z. B. Ossians düstere Klagen um die blauäugigen Mädchen; und im Theater Stücke, die, wie Weißens Romeo und Julie, durch ihren Inhalt noch seinen Schmerz nähren konnten. Selten war er vernünftig und griff, um die Gedanken abzulenken, zu Reisebeschreibungen, oder erbaute sich an Träumen von einem zukünftigen Glück, auf das ihn seine Umgebung zu vertrösten suchte. Manchesmal kam ein wilder Taumel über ihn. Es trieb ihn, wie den St. Preux und den rasenden Werther,141) hinaus „in die furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.“ In wilder Flucht verließen die Unglücklichen der empfindsamen Romane ihre Behausung und rupften draußen halb unsinnig die Blumen ab

oder rissen das Gras an der Wurzel aus; Tage lang liefen sie auf den Feldern herum und schlugen sich durch Moor und Dickicht, bis die Kleider zerfetzt am Dornbusch hängen blieben und sie selber vor Ermattung zu Boden sanken. Ein andermal nisteten sie an traurigen, abgelegenen Orten und in den finstersten Tannengehölzen, oft zu zweien, um ein Eremitenleben zu führen und in der Elegiensprache mit einander zu reden. Um vor den übrigen Menschen ungestört zu sein, erhoben sie dann zeitweilig im Walde ein Geheul und huschten gespenstig hin und her, daß die dumme Welt Geistergewinsel zu hören glaubte und den Ort lieber vermied. Im zweiten Teile des „Reizenstein", der in Amerika spielt, will ein Unglücklicher von Philadelphia sogar nach Carolina, (wie in der Manon Lescaut des Abbé Prévost), flüchten, in ein „düsteres, durch überhangende Felsen, heftige und reißende Waldströme, durch das Gebrülle von Löwen und Tigern fürchterliches Thal und „im Schnee der Huronen" oder „bei einem indianischen Stamm, der wild genug wohnt," seine Hütte aufschlagen.[142])

Gesellschaften waren dem Liebenden verhaßt; „wenn das Herz nicht frey und ruhig schlägt, ist man unausstehlich und sollte allen menschlichen Verein fliehen", begründete Miller. Wer ohne die Geliebte eingeladen war, den verdrossen diese Stunden, die er zu Hause auf die angenehmste Weise in ihrem Arm hätte zubringen können, er rächte sich an den Gastgebern durch Gleichgiltigkeit im Gespräch und Unaufmerksamkeit beim L'Hombrespiel; ging sie mit, so hielt es der Liebende wieder vor Eifersucht nicht aus. Vergaß sich aber gar ein notorisch Unglücklicher und war nur eine Viertelstunde fröhlich mit den Fröhlichen, dann machte er sich bittere Vorwürfe, daß er nicht wert gewesen sei, von seinem Mädchen gekannt, geschweige denn bedauert zu werden.[143])

Unter einander fanden sich die Unglücklichen rasch heraus. Es ging ans Erzählen, wie schon St. Preux einem Freunde

mit der „histoire de nos amours“ die Augen feucht gemacht hatte; die „traurige“ und die „innerste Geschichte des Herzens“ interessirte auch die Deutschen, die daraus Tröstliches zu lernen oder „einen Liebhaber das Gemälde seiner Geliebten malen zu sehen“ hofften. Ein paar Bedenken verzögerten meistens das Geständnis; das Geheimnis brannte aber „wie siedend Oel im Eingeweide“, so daß sich der Betreffende doch gern mitteilte, und durch das unaussprechliche Wohlsein nach der Herzenserleichterung auch hinreichend belohnt fühlte. Das Bekenntnis leiteten womöglich „feierliche Auftritte“ ein: „Meine Schwester liebt er. Vorgestern hat er mir's entdeckt, um Mitternacht, nachdem er erst die Lichter ausgelöscht hatte“. Erzähler und Hörer nennen sich seit dem Augenblick „du“. Man war auch sehr auf der Hut, nicht etwa Liebe zu wecken, wo man sie doch nicht erwidern konnte. Werther hatte unter Lottens Harmlosigkeit gelitten, und St. Preux Julien beschworen: „soyez une autre...“ Das mußte anders werden. „Seufzer der betrogenen Liebe und der betrogenen Hoffnung, mit Vorsatz erweckt“ gehörten zu den fürchterlichsten Flüchen, die sich Miller nur denken konnte: „Man kann, wenn man rechtschaffen seyn will, mit keinem Menschen behutsamer umgehen, als mit einem jungen Frauenzimmer, dessen Herz noch nicht verschenkt ist.“ Diesen Satz erläuterten die empfindsamen Romane. War jemand „die unschuldige Ursach' der Krankheit eines bedauernswerten Geschöpfes“ geworden, d. h. wurde er geliebt, ohne wieder zu lieben, so entzog er sich aus Mitleid dem armen liebenden Wesen auf alle Weise und nahm vor ihm einen erzwungenen trockenen Ton an oder redete „kalt, wie ein Professor“ über die Liebe, vermied alle peinigenden Vertraulichkeiten, (jene „familiarités cruelles“) und ließ sich von anderen noch als besonders kühlen Menschen beschreiben. Wer bereits verlobt war, brachte das schnell an, um damit jede vergebliche Hoffnung niederzuschlagen. Andere reisten fort unter Zittern und Zagen, ob die Verschmähte

vielleicht noch nachkäme. Eine glückliche Braut war so rücksichtsvoll, sich in Schwarz zu kleiden, wenn etwa bei Ihrer Verlobung fremde Herzen hatten brechen müssen.[144]) Die Liebe wurde ungeheuer excentrisch. Werthers Leidenschaft bewegte sich „nie weit vom Wahnsinn", und St. Preux war von dem „hors de la règle commune" fest überzeugt: „je suis amant, je sais aimer," wie die glühenden Beteuerungen lauteten, wenn er, die „âme noble", von Schmerzen gepeinigt wurde, von denen der Pöbel nichts ahnte. Jeder Liebende gab sich fortan für eine Gefühlsautorität aus. Aber das stürmische: „je ne veux que guérir ou mourir" wurde in den sentimentalen Romanen zu einem kindischen Wüten, mit Zähneknirschen und Fußstampfen. Kronhelm wälzte sich im Schnee „und wollte da bleiben", als ihm Therese längere Zeit nicht geschrieben hatte. Die Eifersucht wurde vollends entsetzlich. Die Helden Millers verdächtigten Jeden, der sich der Geliebten von ferne nahte, selbst die besten Freunde, „weil sie einen Strahl von ihr auffingen, und dieser Strahl ist mir gestohlen". Mit Klingerschen Kraftsätzen möchten sie sich vor die Stirne schlagen, daß das Hirn herausspritze. „Hätt' ich einen Todfeind", sagt Dörner, um seine Eifersucht zu charakterisiren, „ich würde ihm diese Empfindung nur zween Tage lang anwünschen, und ich wäre genug gerächt." Sanfter trugen die Mädchen ihr Schicksal, denn „die Liebe, und verunglückte besonders, macht gern Schwärmerinnen". Sophie Grünbach that nach der letzten Ölung „einen Zug mit ihrem Finger auf das Bette, der ein S, vermutlich Siegwarts Namen vorstellte; dann starb sie."

Daß jeder unter solchen Umständen die Liebe verfluchte, und Gott bat, ihm das Herz zu verschließen oder nicht mehr Mensch sein zu lassen, ist erklärlich: „Die verdammte Liebe! .. Sie giebt einem doch nichts als Unglück".[145])

Da das ganze Leben auf Gefühlen beruhte, bedurften sonst ungewandte Leute um so mehr eines Führers, der sie

vor Enttäuschungen schützte; der kalte Verstand schien unzuverlässig; besser war der nie das Rechte verfehlende, seelendurchdringende erste Blick und die erste, starke, auf unerklärbarer, innerer Übereinstimmung ruhende Empfindung zu gebrauchen, die schon Rousseau gegen den bedächtigen Richardson verteidigt hatte. In den Confessions bat er die Leugner der Sympathie ausdrücklich, ihm zu erklären, weshalb ihm Frau von Warens beim ersten Blick und Wort nicht nur die lebhafteste Neigung, sondern auch das größte Vertrauen eingeflößt habe. Die Liebenden in der nouvelle Héloise gehören einander auf die allererste Wallung des Herzens an. Wie ein gottgewolltes Verhängnis, so brach es über den willenlosen Menschen herein; der erste Laut ihres Mundes, ein Strahl von ihrem Auge, hatten entschieden, ob man den Verstand behalten sollte oder nicht.[146])

Miller beutete das rührig aus. Seine Personen lassen sich für ihre Gefühle, die ihnen lieber als zehn Thatbeweise sind, „totschlagen". Er war auch besorgt, solche raschen Entscheidungen zu rechtfertigen und gab den schlechten Menschen in seinen Romanen statt freundlich blauer ganz unangenehm graue Augen, Sommersprossen, rote Haare und aufgeworfene Nasen. Ein gutes Gesicht diente zur Empfehlung und war „der beste Kommentar über Alles, was sich von einem Menschen sagen und noch mehr fühlen läßt" (Goethe); so erklärt sich zum Teil der Erfolg von Lavater's Physiognomik, die der damaligen Zeit für die Gefühlsurteile eine scheinbar wissenschaftliche, empirische Grundlage lieferte.

Die Augen mußten im Liebesleben eine nähere Verständigung der Parteien herbeiführen. Die Liebenden vergaßen denn auch durchweg bei Tisch das Essen, wenn sich ihre Blicke, „wie ein paar verirrte Schafe, begegneten und über einander stutzten," oder schauten sich so lange an, bis die Gesichter „wie in leichtem Rosenduft" verschwammen. Dörner macht das bei Friede-

bergs mit, „wenn allmählich Sophiens Auge glänzend wird, und er auf die Thränen wartet, um sie wegzuküssen."

Auch die Hände wurden elektrische Leiter der Gefühle und bekundeten die Harmonie der Seelen mit einem Druck, der „durch den Arm hinauf bis ins Herz" fuhr und „Mark und Knochen schaudern machte[147]). Das erste Zusammensein der Liebenden gestaltet sich peinlich, wenn so „ein Mensch mit einem Bart zitternd wie Espenlaub vor einem Mädchen stand"; die Empfindungen stürmten dann auf den Jüngling, der gewöhnlich einigemale „fast ohnmächtig" wurde, zu heftig ein. Er suchte vergeblich zu sprechen, er hustete, spielte mit dem Stock und sehnte sich in der Not nach seiner Tabatière. „Hätt' ich eine gehabt, so hätt' ich drauf gefingert, ihr eine Prise Taback angeboten und dadurch meine Verlegenheit verborgen."

Sehr viel hielt der Liebende auf den Namen seines Mädchens, der poetisch klingen mußte, dann hörte er auch gern von ihr den seinen aussprechen. Klopstock wurde in Zürich mit einem jungen Franzosen vertraut, bloß weil dieser ein Gedicht „einem Frauenzimmer Fanny" zugeschrieben hatte. An das bürgerliche „Sußchen" hatte man sich unter Anderm erst zu „gewöhnen". „Mein Mädchen hat eben keinen poetischen Namen: Anna Magdalena! Soll ich sie Magdala nennen?" fragte Miller bei Voß an, behalf sich aber: „Ich brauch' gar keinen Namen". Mit den pathetischen Worten „Um deines Namens willen" segnet Heerfort schluchzend auf der Landstraße ein kleines „Clärchen", (so hieß auch seine entführte Geliebte,) beschenkt das Kind mit Geld und speist und tränkt dessen hungrige Mutter und Geschwister. Wie schon bei den Anakreontikern, wurde der Name in die Espen- oder in Obstbäume geschnitten; war das im Garten, etwa der Eltern oder Verwandten wegen, mit Gefahren verknüpft, so wurde die Stelle wieder mit Erde verklebt und die Rinde nur in unbelauschten Stunden bloßgelegt.

Im Winter schrieben die starren Finger oder der Spazierstock die Anfangsbuchstaben des geliebten Namens in den Schnee, und in gebirgigen Gegenden wurden sogar die Felsen bearbeitet, auf die schon St. Preux mit spitzen Kieseln Juliens Namen, neben absichtsvollen Versen aus Petrarka und Tasso eingegraben hatte.[148])

In der Kleidung machte das weißrote Gewand, worin Lotte dem Liebenden zum ersten Male begegnet war, Mode, während sich die Jünglinge in Werthers blauen Frack und gelbe Weste warfen. Niemanden war ein Frauenzimmer „in der Farbe der Unschuld, gegen die das frische Rot der Jugendfarbe herrlich absticht", gleichgiltig. Es hatte viel Frühlingsmäßiges und Schäferliches an sich „und im Winter sollte man besonders solche Kleider tragen, die uns in die frohere Jahreszeit einen Blick thun lassen". Schwarze Gewänder waren beliebt, weil sie „der Miene eine Art von Feierlichkeit" gaben.

Sehr aufgeregt ging es bei den Abschieden, selbst bei Trennungen von wenigen Tagen zu, die so traurige Vorstellungen weckten, als ob es sich dabei um Jahre gehandelt hätte. Miller kopirte die Erschütterungen vom 12. September 1773 mehrere Male mit ausgesuchtesten Einzelheiten. „Du sankst an meine Brust", schreibt Friedeberg an Dörner, „Mein Schluchzen wiegte dich, und hob dich oft hoch auf: Noch hab' ich auf der rechten Seite meines Überrockes den Puder, der von Deinem Haar sich dran festhing. Ich werd' ihn nie herausbürsten. So oft ich den Fleck ansehe, denk' ich deiner und der thränenvollen Scheidungsnacht." Der Zurückbleibende saß dann wie ein Verurteilter, der alle Augenblicke nach dem Schaffot abgeführt werden soll, oder wie ein verlassenes „Herbstblümchen" da. — Liebende, die sich täglich sahen, entfernten die Wanduhr aus dem Zimmer, um nicht durch den Viertelstundenschlag unnötig an das Scheiden erinnert zu werden. Denn „eher wollt' ich einem Fisch weis machen, es sei gut für ihn, das Wasser zu

verlassen und sich in den trockenen Sand am Ufer zu legen, als einen Liebenden zu überreden, die Gegend, in der sein geliebtes Mädchen wohnt, zu verlassen". Mußte es doch länger geschieden sein, dann wandte der Abreisende sein Pferd, das ihn forttragen sollte, immer wieder herum: „Ein Patriot, der aus seinem Vaterlande verwiesen wird, kann nicht mit solcher Beklemmung nach den Türmen seiner Vaterstadt nun noch zum letzten Mal zurückblicken, wie ich nach den Türmen von Cassel." Vor dem Porträt der Geliebten stellte man sich unbeweglich auf, bis es zu lächeln schien. Waren Berge in der Nähe, so stiegen die Getrennten zu festgesetzter Zeit hinauf, und dachten währenddessen inbrünstig an einander. Bei nicht zu großen Entfernungen erreichte man sich mit dem Fernrohre von Kirchtürmen aus, wie St. Preux durch das Teleskop das Dörfchen seiner Julie betrachtet hatte.

Nur die Hoffnung auf einen fleißigen Briefwechsel, der die Heimlichkeiten des Herzens aussprechen sollte, tröstete. So war denn für Herder das Schreiben an Caroline „recht die Stunde der Vergeistung und einer kleinen Himmelfahrt".[149])

Daß damals selbst unbekannte Personen in der That im traulichsten brieflichen Einvernehmen standen, zeigt Goethes und Gustchen Stolbergs herzliche Korrespondenz. Ähnlich bat Voß, an die verheiratete Schwester seines Freundes Boie schreiben zu dürfen, deren Gemahl das aber untersagte; Voß wandte sich an Margarethe und endlich an die jüngste Schwester Ernestine, mit der er Jahre lang Briefe wechselte, bevor er sie überhaupt sah.

Die Personen aus der Umgebung der Geliebten mußten versprechen, ausführliche Nachricht über sie zu geben. Der Empfänger riß solche Briefe zitternd auf und las sie so geschwind, daß er über den Inhalt zuerst völlig im Unklaren blieb, ihn aber „des Tages doch zehn Mal" studirte und dann massenweise für entfernter wohnende Freunde Abschriften anfertigte.[150])

Die herrlichste Frucht der Trennung war „ach, das Wiedersehen der Liebenden", wobei man tausend Dinge fragte und alles nur halb beantwortete. „Auffliegen, Schachbrett und Stuhl und alles über den Haufen werfen, war eins" (....).

Es war in Klopstocks Sinne, wenn der sentimentalen Verzückung alle Augenblicke das Wort ausging, denn wie unaussprechlich, „unweinbar" und unendlich war der Stoff seiner Messiade gewesen! So flossen auch bei den Nachfolgern Herz und Mund bei jeder Gelegenheit über und ließen nichts mehr für die ernsteren Fälle zurück, in denen man sich mit Schweigen und Geberden begnügte und Worte Worte sein ließ.

Klopstock hatte die Liebe als eine „neue Religion", als heilige, zärtliche Seelenneigung poetisirt. Auch Goethe schmückte Werthers Leidenschaft mit religiösen Bildern aus, und Rousseau schrieb über die Liebe in „Hymnen", während er doch die zu sinnliche Sprache des Hohen Liedes aus der Bibel wegwünschte. In der Vorrede zur „Geschichte der Zärtlichkeit" entschuldigte sich Miller noch, die Liebe hier in Verbindung mit der Religion behandelt zu haben. Er heiligte aber auch gleich alles: das Mädchen, den Busen, und die mit dem „Engel" verlebten Stunden. Beim Abendmahl in der Kirche versetzte sich sein Siegwart an die Stelle des Priesters oder der Knaben, die Mariannen die Hostie und den Wein spendeten. Die Geliebte wies „mehr als menschliche Vollkommenheiten" auf; „ihr Hauptcharakter ist Reinigkeit im höchsten Sinne des Wortes, wie ich mir ungefähr die Maria vorstellen kann ... ihr Blick, ihr Atem, ihre Rede, alles ist Reinigkeit." Die Liebe, „le plus chaste de tous les liens", nahm einen unsinnlichen Charakter an, erhob die keusche Lilie zu ihrer Blume, meinte, unabhängig von der äußern Erscheinung, allein den unvergänglichen Reizen der Seele zu huldigen und ließ sich von keiner Blatternarbe abschrecken.

Diese Verschmelzung der Religion und Liebe förderte einen fast sinnlosen Reliquiendienst. Werther hatte zu Symbolen

gegriffen, die ihm den Anblick Lottens ersetzen sollten. St. Preux gebrauchte in Paris ein kleines Bild Juliens und wollte durch dasselbe wie mit geheimen Kräften seine Küsse auf mehr als 100 Meilen Entfernung dem zitternden Mädchen übertragen.

Mit der Zeit wurde das Unbedeutendste wertvoll. Die Empfindsamen stürzten auf den Klaviersessel zu, den die Geliebte verlassen, oder küßten die Stelle, wo sie die Kaffeeschale gehalten hatte; Caroline Flachsland legte sich nach Herders Abreise sogar in sein warmes Bett. Veilchen von der Geliebten dufteten lieblicher als die „Gewürzwälder Indiens"; ein Viergroschenstück aus ihrer Hand kam der kostbarsten Schaumünze gleich und der Briefbogen glänzte, auf dem ihre Augen geruht hatten. Wer Dosen, Papierstreifen, blaue Seidenfäden oder einen Muff einmal erwischt hatte, lieh sie ganz gewiß nicht wieder her. Siegwart bewahrte den Tafft, den Marianne einst um seinen verwundeten Finger gelegt, und sie gab bis zu ihrem Tode das weiße Schnupftuch, das den ersten Tropfen seines Blutes aufgesogen hatte, nicht in die Wäsche. Auch im wirklichen Leben hielt man sich an solche Kostbarkeiten, denn in Metas Schranke ruhten doch die Reste eines von Klopstock in Gedanken zertrümmerten Dessertellers.[151])

Der Liebende, der in seinem Mädchen die Himmelskönigin sah, wurde selber auch durch ihre Gegenwart fromm, gläubig, mitleidig und duldsam. Yorick in Sternes „Empfindsamer Reise", der bei schlechten Empfindungen jedesmal freundliche und sanfte zu Hilfe rief, war grundsätzlich immer verliebt und hielt sich niederer Handlungen nur in der Zeit zwischen der einen Leidenschaft und der nächsten fähig. Die Neigung zum weiblichen Geschlechte, eng mit dem Streben nach allem Guten und Schönen verbunden, heilte die verstockten Sünder und lehrte ihre Herzen „einen höheren, würdigeren Geschmack". Mit einer gewissen Aufdringlichkeit pries daher Miller, unberührt von den auflösenden Tendenzen der Geniezeit und ihren schweren

Stellakonflikten, das Glück der Ehe an und ließ die Liebe — trotz Juliens Befürchtung — „le moment de la possession est une crise de l'amour“ — lange die Heirat überdauern.

Das Gefühl, welches den inneren Menschen derartig veredelte, machte ihn auch für das Leid der Bettler und Armen empfindlich, die Rousseau und Sterne so eifrig umworben hatten. Der erstere haßte jede Grausamkeit und Härte gegen die Mitmenschen tötlich und wollte überall das Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit nähren. Werther teilte gern von dem Seinen mit. Im Siegwart hageln die Wohlthaten und nebenher werden ohne Umstände Konventionsthaler und Gulden ausgestreut. Auch die Naturbetrachtung weckte die Freigebigkeit: „Die Welt ist gar zu schön! Indem kam ein Krüppel zu ihnen und bettelte. Sie gaben ihm.“ — Die Bettler wurden fortan nicht mehr lieblos angefahren, sondern teilnehmend nach ihren Umständen befragt. Selbst der Kranke auf dem Sterbebette hätte gegen seinen Himbeeressig mit Wasser als eine unverdiente Erquickung gern protestirt: „Wie viel Arme müssen mangeln, was Gott, mein treuer, treuer Gott, mir izt schenkt.“

Ein warmes Mitleid regte sich für die Tiere. Nicht bloß „in des Tages sinkendem Golde“, auch „in dem Staub hier voll Würmergedräng“ hatte Klopstock seinen Gott angerufen und sich über ein Frühlingswürmchen („Ist es unsterblich?“) Gedanken gemacht. Die späteren Dichter, die das Thema aufnahmen, widmeten den kleinen Tieren lange Betrachtungen; und mit Glühwürmern im Haar oder auf dem Hut leuchtete man bei abendlichen Abschieden einander fort. — Der Mensch verlor auch die Lust an Jagd und Fang; Julie setzte Fische regelmäßig wieder ins Wasser; St. Preux nannte Bienen und Tauben seine Freunde und war bereits bei dem Worte volière empfindlich. Werther bedauerte, daß ein harmloser Spaziergang schon ganze kleine Welten zerstampfe, und Nachfolger, wie Selkof, verkündeten nachdrücklich: „auch die Käsemilbe ist ein Tier.“ —

Als Siegwart sich einmal im Walde mit Marianne ausruht, fliegt eine Grasmücke vom Nest auf: „Liebes Mädchen," sagte er, „wir wollen uns anderswo hinsetzen! das arme Vögelchen wagt sich nicht auf sein Nest und seine Eier werden kalt." Gänzlich untauglich zeigte sich ein unglücklich Liebender auf der Jagd, wenn ihn etwa wohlmeinende Freunde um der Zerstreuung willen hinausgenommen hatten, er aber bei jedem auf einen Hasen abgegebenen Schuß dachte, „daß dadurch ein Paar getrennt worden sey. Die Melancholie der Wälder teilt sich auch sogleich seiner Seele mit, so daß er, anstatt mit der Flinte im Arm auf das Wild zu lauern, dasteht und in tiefen Gedanken immer auf einen Fleck hinsieht".[152])

Die Künste und Wissenschaften hatten für den Empfindsamen nur Werth, so weit sie das Gefühl unmittelbar ansprachen. Der Jüngling suchte das Herz seines Mädchens vor Allem „durch gute Schriften zu bilden" und lieh, kaufte oder verschenkte den Freund der Leidenden, Klopstock. Auf wirkliche Erkenntnis des Dichters kam es nicht an; wie sich die Naturbetrachtung an das Einzelne verlor, wurde auch das Kunstwerk zerstückelt und auf die „schönen Stellen" hin ausgepreßt. Bei den Episoden Sammas und Joels schauderte Allen die Haut; sie bemitleideten den Seraph Abbadona — „wenn er doch nicht so unglücklich wäre!" — und hoffnungslos Liebende warteten mit ihm auf Begnadigung. Die einfachsten Landmädchen verstanden den als schwer verrufenen Dichter im Nu und Scenen aus dem Messias bevölkerten ihre Träume. Kleist wurde gern auf dem Lande, in Alleen von blühenden Bäumen und auf Spaziergängen im Grünen bei schöner und reiner Luft verarbeitet. Im Frühling widmete man diesem Dichter einen festlichen Tag; „Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein", und „Weh dir, daß du geboren bist", das waren die schmerzlichen Wahrheiten, welche die Flucht in die Natur rechtfertigten.

Geßners Gedichte, „die nie altern", bildeten den Grundstock der empfindsamen Bibliothek; bei diesen schäferlichen Gemälden, mehr schönen Träumen als Wirklichkeit, sah man doch, „was die Menschen sein könnten, und fühlte sich wohl dabei". Dicht daneben standen deutsche Richardsoniaden, wie z. B. die geschmacklose „Schwedische Gräfin" von Gellert, deren sittliche Mängel wegen jener einen bewegten Scene zwischen Steeley und dem unschuldigen Kosackenmädchen nicht weiter auffielen. Miller trug kein Bedenken, diese in der Geschichte einer Polin Marie Platinska aus Plozcko, im „Burgheim" aufzufrischen. [153])

Wenn die Liebenden etwas gemeinschaftlich lasen, so gaben sie sich nachher ganz den durch die Dichtung erregten Empfindungen hin: „Therese lehnte ihren Kopf an den Stuhl und sah zum Himmel. Als Siegwart ausgelesen hatte, nahm er eben diese Stellung und betrachtete sie seitwärts. Sie weinte und kehrte zuweilen ihr Gesicht langsam zu ihm herüber." Hatte aber jedes für sich studirt, so wurden die Lieblingsstücke angemerkt, auch wohl „ganze große" Stellen ausgeschrieben und nachher unter lautem Jubel besprochen, wenn sich beide Teile bei denselben schönen Partien ertappt und auf diese versteckte Weise einander ihr „Empfindungssystem" enthüllt hatten. Er bat sich dann das Aufgeschriebene zum Geschenk aus oder lief, wenn er sein Buch zurückerhalten, nach Hause und unterstrich alle von ihr gelobten Stellen mit roter Dinte.

St. Preux und Werther wurden von der Musik stark bewegt. Millers Personen sind nun ohne Unterschied musikalisch. Die auf dem Dorf erzogene Terese saß noch um 12 Uhr nachts „allein und ohne Licht auf dem Zimmer und spielte ein paar zärtliche Arien auf dem Klavier" und fing morgens, lang ehe die Andern aufgestanden waren, von Neuem an. Es kam beim Vortrag mehr auf den rechten Ausdruck, als auf ein künstliches Spiel oder auf zierliche Wendungen und Triller an. Die

Liebenden sprachen zärtlich durch die Musik, wie Siegwart und Marianne auf den Mittwochskonzerten beim Hofrat Fischer.

Siegwart trägt auf der Violine eine Phantasie anfangs ängstlich, dann, durch den Beifall der Geliebten ermuntert, kühner vor. „Auf einmal sank er im Adagio in den tiefsten Klageton herab. Seine Violine sprach; jeder Ton ward eine Silbe. Sein ganzes Spiel ward die rührendste Klage und das wehmütigste Selbstgespräch. Sein eigenes, liebekrankes Herz schien es zu halten ... Marianne saß in tiefster Wehmut da ... Dann warf sie einen Blick auf Siegwart; er fing ihn auf, stieg in einem Lauf bis auf die höchste Höhe, daß die Seele mit hinaufstieg und staunte; senkte sich herab und preßte aus jeder Brust ein Ach! voll Schmerz und Bewunderung". Die ungewollte Komik erreicht ihren Gipfel, wenn die Zwei zusammen musiziren und seine Töne mit ihren um den Vorrang kämpfen. „Bei einem Triller sah sie unsern Siegwart so schmachtend und beweglich an, daß ihm Thränen in die Augen schossen und sein Herz im seligsten Gefühl schwamm." [154])

Aber die Musik tröstete auch; Eifersüchtige und Unglückliche tobten in wimmernden Dissonanzen oder wirkten in einer „wildschwärmerischen" Symphonie von Fils (sic!) mit. „Das war ein herrlicher Mann; Seine besten Stücke hatte er in der rasendsten Liebe gemacht und als es ihm nicht nach Wunsch ging, aß er Glas und starb daran. Das ist vortrefflich, sagte Siegwart, wir wollen das Stück noch einmal spielen! Sie spielten's wieder." — Bis zum Auswendiglernen beliebt waren die Opernarien von Hasse, besonders ein Abschiedsgesang mit dem Worte „Addio", Kleists „Flucht der Lalage" und Zachariäs „Göttin süßer Freuden", Lieder, bei welchen es den Sängern und Hörern auf Stellen, wie „Nur einen Druck der Hand" oder „Kannst du sie jetzt nicht küssen, so küssest du sie nie", ankam. [155])

Der moralische Mensch fühlte, wie die Musik ihn besser machte. „Wenn ich Einen gut die Flöte spielen höre, so ist mir's kaum möglich, zu glauben, daß er etwas Böses denken oder ausüben könne. So geht mir's fast bei allen Instrumenten, sagte Siegwart.“ Claudius wurde durch ein Waldhorn von der hitzigen Verfolgung eines Diebes abgehalten und meinte, man sollte die Musik „zu so 'was brauchen“.

Den Ball im Werther zeichnete Miller im Siegwart ausführlich nach, und Menuets und Deutsch, Englisch und Schleifer wurden nicht ängstlich nach dem Takt, aber mit Gefühl und Empfindung getreten; man stürmte wie von Wolken getragen mit der Geliebten in den Reigen und glaubte auf Luft zu tanzen.

Die andern schönen Künste wurden wenig verwandt, weil sie für den Dienst der Liebe unzulänglich schienen, davon abgesehen, daß hier und da Dilettanten einmal das Bild ihrer Geliebten bosselten und in der Stube aufhingen. Von der begabten Vielseitigkeit, die später die Helden der Romantiker auszeichnete, ist in den sentimentalen Erzählungen nichts zu spüren. Das Interesse für die bildenden Künste trat vor dem Literarischen zurück; selbst von Carlo Dolce, dessen weichliche Gesichter mit den schwimmenden Augen die Zeit hätten anziehen sollen, wußten in Wirklichkeit außer J. G. Jacobi und Salis nur wenige. Mehr Verehrung fand der formenvolle Guido Reni.

Reichliche Thränen charakterisiren die empfindsamen Menschen. Die unmittelbare geschichtliche Voraussetzung geben wieder Klopstock und Rousseau, welche wohl nicht ahnen konnten, was für Gewässer das freie Bekenntnis ihrer Affekte entfesseln würde. Es waren edle Thränen gewesen, die Klopstock aus Liebe, Freude oder Ehrbegier geweint hatte. Eine Schale voll Christenthränen wünschte er sich zum Lohn für den Messias. Bei Rousseau dienten die Thränen einer glühenden Leidenschaft: St. Preux möchte Juliens Füße mit seinen Thränen benetzen.

Werther wirft sich, als ihm im Unglück die Augen trocken bleiben, auf den Boden, bittet Gott um „Thränen“ und wird bei der letzten schmerzlichen Vorlesung Ossians endlich erhört. Bedenklich lauten dagegen beim vermeinten Tode eines Freundes Gleims freundschaftliche Briefe: „Wird das ein Geweine werden? Wehe den Städten und Dörfern, die dem Thränenstrome in den Weg kommen! ... Die Mark Brandenburg wird Vorteil davon haben. Es werden sich Thränenseen sammeln und neben denselben werden Cypressenwälder aufwachsen“. Bei Miller bildete sich nun eine eigene Terminologie für das Weinen heraus: Thränen stürzen in die Augen, zittern in ihnen, werden hineingelockt, rollen und schießen über die Wangen, so geht es weiter bis zum „Blut weinen mögen“ und „Bersten des Herzens“, bis zur verzweifelten religiösen Bitte: „Leere die Augen aller Leidenden und schütt' ihre Thränen all' in meinen Kopf“ oder zu der „völligen Austrocknung der Säfte“. Es wurde bei rührenden Gemälden geweint, bei der geschichtlichen Betrachtung tugendhafter Männer und bei guten Werken; beim Gedanken an die Geliebte oder an die Harmonie der Welt; an Quellen; in der Abgeschiedenheit und dem Dunkel des Waldes, durch das kein Sonnenstrahl dringt; vor Sonnenblumen oder Rosen, in denen Würmer sitzen; bei der Vergegenwärtigung eines Lazarets im Kriege; bei der Andacht eines bejahrten, halb mit Lumpen bedeckten Hirten, der aber „mit frohem Herzen und klarer Stimme sein Morgenlied singt“; auf schweigenden Gefilden; in überschwemmten Gegenden; bei der Verlesung von Briefen, die ein Sohn an seine greise Mutter geschrieben hatte; in der Reue; und endlich beim Wiedersehen. Die niederen Stände beteiligten sich daran: Bauern sprechen von ihrem Pfarrer mit Thränen in den Augen. Moralische Erwägungen werden im Siegwart allemal von solcher Wärme getragen, daß am Schlusse der Redner samt den Zuhörern zu weinen anfängt.

Und man empfand dabei ein „joy of grief", wie es die Engländer nannten. Der Liebende brauchte seine weinende Braut bloß zu fragen: „Ist dir wohl? — Unaussprechlich! war die Antwort". Miller verlangte deshalb: „Mein Mädchen muß weinen können und Thränen lieben. Thränen der Freude und der wehmütigen Zärtlichkeit sind für mich das Süßeste in der Natur. Fast jede Freude zieht Unmut oder Ekel nach sich, Wehmut und Thränen niemals." Solche kostbaren Thränen fing man mit dem Wunsche, daß sie nie vertrocknen möchten, auf. Bei Abschieden ging ein Becher herum, jeder trank und weinte in den Wein, der Scheidende leerte die seltene Mischung und ließ sich dann das Glas, das ihm bis an sein Ende heilig sein sollte, schenken. Auch auf Beleuchtungseffekte gab man Acht, wenn die feuchten Tropfen sich z. B. im Mondlichte spiegelten.

Thränen bewiesen auch, daß die Gefühle noch nicht abgestumpft waren, was ängstliche Seelen von Zeit zu Zeit gern einmal nachprüften. In der Freude, daß ihre Sorge grundlos gewesen, ließen sie es dann, wie der Erbe in J. Pauls „Flegeljahren", „vergnügter fließen". — Mit seltsamer Verstandeskühle, die man jener Zeit wieder kaum zutrauen möchte, wußte ein jeder genau, wie viel und was er vertragen konnte: „Von dem Gedanken hingerissen, daß ich darüber herfallen, sie lesen und mir dadurch sehr schaden würde", verbrannte Klopstock einige Stunden nach Metas Tode vorsichtig die Brautbriefe. Das Herz wurde gepflegt, verzogen, und sein Besitzer schaute in einer Art selbstgefälligen, aber harmlosen Pharisäertums auf die herab, denen „es in der linken Brust am Besten fehlte", oder die sich vielleicht nur nicht zu äußern vermochten.[156)]

Landleben, Mond. — Kinder.

St. Preux hatte mit der Geliebten Julie einsam und friedlich auf einem entlegenen Fleckchen der Erde leben wollen,

nach dem Vorbild des Robinson, den Rousseau in seiner Jugend eifrig gelesen hatte und noch im Emile als die erste und beste Lektüre für ein Kind empfahl. So mußte dies Buch, das, in einem völlig anderen, kräftigenden Sinne verfaßt, den Menschen von aller fremden Hilfe entblößt hatte, um ihn ganz auf die eigene Arbeit zu verweisen, zur Sentimentalität beitragen, indem das Nebenmotiv idyllischer Einsamkeit und der Trennung von allem menschlichen Verkehr mißverständlich als Hauptsache genommen und weiter verwertet wurde. In Deutschland kam durch die Idyllen Geßners, der sich als Knabe ebenfalls am Robinson erbaut hatte, der Wunsch nach „Hütten" und nach stillen Freuden auf den Bergen und in den Wäldern auf. — „Fuyez les villes" rief Rousseau, und zog zum guten Landmann, der angeblich Tag für Tag mit Begeisterung zu Gott aufschaute. Er sah der Feldarbeit, diesem ersten Berufe des Menschen, zu, und fühlte sich in die Zeit der Patriarchen versetzt. Bis zum Lächerlichen ahmte der deutsche sentimentale Roman das nach. Gespräche über das Landleben bilden gewöhnlich den Anknüpfungspunkt für Mädchen und Jünglinge. Der eine Teil wirft das Thema von „dem höckerichten, parfümirten Stadtgeschmack" auf, und der andere fällt aus vollem Herzen ein: „O brav! . . . daß Sie das Landleben auch lieben." Dabei sind solche Mädchen, die das Feine nicht verstehen wollen, so unnaiv, ganz genau zu wissen, worauf sie sich „was zu gut zu thun" hätten. Es kennzeichnete auch ohne Weiteres einen bösen Menschen, über das Landleben zu klagen.[157])

Seit dem Werther übernahmen die Liebenden, bei ihrem Bedürfnis nach freier Natur, selbst die Pflege der Gärten. Sie begossen die Blumen, pflanzten Küchengewächse, Kresse, Salat, Kohl und Bäume, unter deren Schatten sie später sitzen und an vergangene Zeiten denken wollten, oder sie schüttelten munter die Birnen und Äpfel: „Gestern aßen wir die ersten Erbsen, die Sophie noch im Brautstand mit ihrem Friedeberg

eingelegt hatte.“ Ländliche Gerichte hatten schon Rousseau trefflich gemundet, wenn er zur Zeit der Weinernte mit den Bauern dicke Suppe aß. Die laitages aus Milch und Zucker nannte der galante Franzose Symbole der Unschuld und Liebe und die eigentlichsten Nahrungsmittel der Frauen. In Deutschland gewöhnte man sich schnell an diese leichte Kost. Die Göttinger vesperten kurz vor der Gründung des Bundes in einer Bauernhütte Milch, sodaß von einem noch so leichten Rausche nachher kaum die Rede sein konnte. Die Stolberg bewirteten später in ihren Höhlen an der Sihl jeden Gast mit Milch und Früchten. Im Siegwart werden Brot, Eier und Käse, wie von „den Menschen im goldenen Zeitalter“, genossen. Man bietet Xaver und seiner Schwester bei einem Besuche Wein und Kaffee an; sie weisen es ab: „Nichts als frische Milch, wenn wir bitten dürfen.“ In seiner Blütezeit imponirte der Kraftapostel Kaufmann allgemein, indem er in Anderer Gegenwart nur Vegetabilien, wie Wurzeln, Baumfrüchte u. s. w. mit Milch und Wasser zu sich nahm. Die Rousseaugemeinde ruft im Satyros: „Und rohe Kastanien, Ein herrlicher Fraß!“ Der Anblick spinnender Mädchen versetzte Einen leicht in die Zeiten Homers und in die „erzväterliche“ Welt, als „sich noch Prinzessinnen und vornehmer Leute Töchter des Hirtenstabes, Wasserkruges, Spinnrockens und der Stricknadel nicht schämten“, und „zur ländlichen Arbeit nicht zu vornehm däuchten“. Allerlei Spielereien würzten den Landaufenthalt; Nelkenblätter oder „zwo junge Veilchen“, in einen Bach gesetzt, orakelten — ob sie nun zusammenblieben oder von einander gerissen wurden — über die Zukunft der Liebenden. Welcher Jubel im Frühling bei den ersten Blumen! „Siegwart schrie laut auf, als er sie sah.“ Ganze Gesellschaften warfen sich in Schäferkleider, um einmal in ungetrübter, reinster Menschlichkeit zu leben. Im Winter ging es dann zu Schlitten auf das Land, „und in der That, es ist doch keine Narrheit, da mit seinem Mädchen

gleichsam im Arme über Gottes Erdboden hinzufliegen".[158]) — Lichtenberg, der schlagfertigste Streiter wider den furor Wertherinus und ein stets bereiter Censor über alle Unsinnigkeiten seiner Zeitgenossen, mochte das Glück des Landlebens nicht von den Gecken beneiden hören, denen er Haller, Euler, Lessing und den stärkenden Plutarch statt des entnervenden Siegwart zu lesen empfahl.

Alle diese ländlichen Freuden wurden vom Monde beleuchtet, der in den siebziger Jahren weder in Erzählungen, noch in Gedichten, wie die Jugendpoesie Goethes deutlich zeigt, fehlte. Es war „das Selenitenjahrzehend" und die schönen Geister „führten gleich den Türken den Mond auf ihren Fahnen, machten ihn zum geheimen Sekretär ihrer verliebten Bitten und opferten ihm Verse, Schlaf und Thränen gern", sagt Jean Paul in der „Herbstblumine". Und schon im „Neuesten aus Plundersweilern" hieb Goethe auf den uniformen Zug der schwermütigen Junggesellen ein, die an Stangen „die Zeichen ihrer Lust und Schmerz" tragen:

„Einen vollen Mond, ein brennend Herz,
Wie denn nun fast jede Stadt,
Ihren eignen Mondschein nötig hat."

Letzten Grundes hatte Ossian, der in seinen nächtlichen Gemälden den Mond ausgiebig zur Staffage benützte, diese Verehrung hervorgerufen. Aber das Mondlicht liegt noch nicht behaglich auf der schottischen Landschaft, es blitzt meteorgleich auf, um dann wieder hinter den Wolken zu verschwinden. Die einzelnen Phasen, das „wechselnde", „vollscheibige" Antlitz, werden noch geschieden, und als dunkel, bleich, kalt und unheimlich geschildert. So bildete sich kein zutraulicheres Verhältnis zu dem Nachtgestirn heraus, diesen Herzensanteil thaten erst die Deutschen hinzu. — Der Einfluß Ossians auf Klopstock ist dabei gar nicht abzuweisen: Denn die Oden bis 1764 verwenden, ebenso wie dieerste Hälfte des Messiasgesanges, den

Mond selten; aber seitdem Klopstock den Ossian gelesen, bescheint er jedes feiner gestimmte Naturgemälde der nächsten Jahre. Er schimmerte die „sanften Gedanken" herunter, wenn er, wie der beliebte Stabreim lautete, aus den Wolken wallte. Die Göttinger machten den Mond zum eigentlichen Hüter ihers Bundes, der geschlossen wurde, „da der Mond uns strahlender ward". Im November darauf wanderten Voß, Hölty und Hahn um $^1/_2 9$ Uhr in ein nahegelegenes Gartenhaus, und dichteten nach dem Abendkaffee in den Laubgängen beim Scheine des Mondes. Voß meinte richtig von solchem Wettsingen, es solle „in unsern Lebensbeschreibungen noch mal erzählt werden." Seine und Millers Stube galten für die besten, weil sie von da aus die Sonne und den Mond sehen konnten, und ein Jahr nach der Trennung erinnerte Miller schmerzlich in einer Elegie daran:

„Schon zwölfmal sah sein Vollgesicht
In deinem Arm, o Voß, mich nicht." [159])

Durch Klopstock und Werther geriet dann der Mond in das sentimentale Inventar, und jeder Jüngling war fortan ein Endymon. Reizenstein meint einen Grund dafür in der schwächeren Leuchtkraft des Mondes finden zu sollen, und tadelt die grelle Sonne: „In den Mond hingegen können wir allezeit blicken, und sein offenes Gesicht kann man ohne Gefahr für seine Augen betrachten. Daher hat der Mond mehr Freunde und Liebhaber als die Sonne". „Blaß wie verschmähte" oder „bange Liebe" kam dieser „Freund der kranken Herzen" an, und verkroch sich, nachdem er mitleidig und traurig freundlich die „Pein" beschienen hatte, wieder hinter „Thränenwolken". „Es ist ein herrliches Geschöpf, der Mond! Ich sah ihm oft ganze Stunden zu, und kann mich gar nicht satt an ihm sehen. Er hat so etwas feierlich melancholisches und teilt seine Wehmut so gern mit." Und „mit süßer Begier" erwartet, gab er das Zeichen zum Wiedersehn, mußte beim Küssen Wache

stehen und als die „Gottheit keuscher Seelen“ sich von einer wässrigen Erotik anschwärmen lassen. „Der Mond wird bald aufgehen, sagte die Tante, dort hinten wird's schon hell .... Endlich war ein Wölkchen ganz vergüldet; sie gingen an einen etwas erhöhten Ort und stellten sich auf die Zehen, um den Mond sogleich zu sehen. Er kommt, er kommt! rief endlich Siegwart voller Freuden aus. Ja, er glänzt schon an Ihrem Hut, sagte Marianne. Nun kam er in seiner ganzen, stillen Majestät herauf ...“

Klopstock hatte die Gestirne mit Wesen bevölkert: man suchte nun seine Verstorbenen dort. Nach dem Monde sahen auch örtlich getrennte Personen, damit sich die Gesichtslinien wenigstens in einem Punkte berührten, und erzählten einander dann beim Wiedersehen von diesen abendlichen Andachten. — Das Motiv läßt sich zwar auch aus älteren Zeiten nachweisen; es bezeichnet aber die sentimentale Periode, daß sie es ständig, nicht einzeln einmal wie jener Walahfrid des neunten Jahrhunderts benutzte, der seine ferne Geliebte für ein Stelldichein im Mondschein bestellte:

„Et splendore suo caros amplectitur uno
Corpore divisos, sed mentis amore ligatos.“ [160])

Der Mondkult ergriff alle Kreise; Frauen machten ihre Kleinen auf das schöne, „leutselige“ Gestirn aufmerksam, damit sie es ebenso liebten, wie es die Mutter that. Gelehrte redeten von der Erde als der sublunarischen Welt, Laien halfen sich mit dem „untermondisch“ oder schalten kräftig, wie die Frau Rat, auf die „Lumpenwirtschaft unter diesem Mond“. Die Dichter seufzten: „Warum sind der Thränen unter dem Mond so viel?“ Und es gab Menschen, die nach Aussagen ihrer Freunde sogar „Mondschein im Herzen“ trugen, wie der weichgeartete Bote von Wandsbeck, der auch nur Leute „mit Mondstrahl im Gesicht“ zu Gast haben wollte und sich das Johannes-Evangelium wie

„'n sanftes Abendgewölk und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig" deutete. — Mädchen, die „wie die Sonne glänzten", standen zurück hinter solchen, welche „hold, wie der liebe Mond" nur einen „stillen Schimmer" warfen.[161]) Wie blutwenig sich die Meisten noch ein paar Jahrzehnte vorher aus dem gefeierten Gestirn gemacht hatten, beweist z. B. Gellerts Schwedische Gräfin, die von unserm Trabanten, obgleich sich Gelegenheit genug dazu böte, nicht die mindeste Notiz nimmt. Witzige Köpfe hatten bald das Lächerliche dieser Mondmanie weg. Lichtenberg klärte in „Briefen der Erde an den Mond" den letzteren rücksichtslos über sein kahles und kaltes Allerweltsgesicht auf: „Wenn jemand aus Liebe Einöden sucht, mit dem Mond im Ernst plaudert, so steckt gewiß das Häschen irgendwo im Kopf." Und Musäus hielt den Empfindlern, Waldmisanthropen und Duldern die selbstgefälligen Zeiten seiner Märchen vor oder erzählte als „physiognomischer Reisender" mit ernsthafter Miene von einem schwärmerischen Pastor in Gerolsheim, der seine Betstunde aus der Kirche auf einen Rasenplatz verlegt und hinter seiner in langen Reihen gelagerten Gemeinde, das Gesicht dem kommenden Mond entgegen, gepredigt haben sollte.

Die Einfalt, welche der Mensch auf dem Lande suchte, fand er bei Seinesgleichen unter den Kindern. Klopstock fühlte sich noch nicht zu ihnen hingezogen und Lessings gezierte Arabella bleibt trotz der Thränen, welche Klotz über sie vergoß, ein Unding. Aber Rousseau und Goethe fühlten sich unter den Kleinen ganz heimisch; jener fand denn auch eine so bestrickende Formel für den Reiz der Kinder —, denen die Natur das süße Gesicht, die rührenden Mienen gegeben habe, damit ein jeder ihnen in ihrer Schwäche mitleidig beistehe —, doch die in der Heloise eingeflochtenen Gespräche und Briefe der Kleinen sind trotzdem in einem gezwungenen Stil voll verwickelter Anspielungen auf die Verhältnisse der Erwachsenen abgefaßt. Werther tröstete bei

den Kindern, die auch die ganze Freude der unglücklichen Stella waren, sein verletztes Herz. Millers Helden endlich suchten bei den Kleinen Verständnis für ihre Leiden. Die Jungen und Mädchen plärren daher recht herzhaft, wenn ihnen eine Sophie von ihrem Wilhelm erzählt. Siegwart ist zuthulich zu Kindern, und, gerührt von ihrer Unverdorbenheit, liebkost oder beschenkt er sie. Es war damals ja die Zeit der Philanthropine, wo sich seit Rousseaus Emil alle Welt mit der Erziehungskunst beschäftigte.

Mit einer Art wissenschaftlichen Interesses beobachtete man die Ausdrucksweise des Kindes, die Seybolds Reitzenstein sogar für eine „Geschichte der Originalsprache" verwerten will. Erwachsene verlangten mit elegischen Gefühlen nach ihrer Jugend zurück und sahen wie Werther die Stätten der Kindheit schmerzlich bewegt wieder. Noch Hölderlin stand später mit seinem zwiespältigen, unseligen Wesen „in liebender Betrachtung" vor dem Kinde: „göttlich, so lange es noch nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist."

Aber trotzdem hat jene Zeit den Gegenstand ihrer weichmütigen Liebe in keinem bleibenden poetischen Typus erhalten, und den deutschen Knabenidealen, dem Parcival und Simplicissimus einen jüngeren Bruder nicht mehr zugesellen können. [162])

Freundschaft.

Einen stark leidenschaftlichen Charakter, der die Litteratur wie das soziale Leben bestimmte, nahm im 18. Jahrhundert die Freundschaft an. An dem geschichtlichen Verlauf dieser Erscheinung, deren Abebben sich in die neue Zeit, bis in Werke, wie Immermanns Epigonen, deutlich verfolgen läßt, an der Frage, wie das Ausland, zum Beispiel England mit und seit der elisabethanischen Zeit, eingewirkt haben, an den Ausdrucksweisen, an der Scheidung von Wahrheit und Dichtung, sind die Litteratur-

und Kulturgeschichte bis auf schwächliche Ansätze seither vorbeigegangen. Dem Versuche einer ausführlicheren Darstellung seien hier nur Einzelheiten vorausgeschickt, die zugleich dem Göttinger Bunde zugute kommen sollen, dessen überschwängliche Verbrüderung in ihren gemütlichen Tonarten uns, die ein Jahrhundert später leben, sonst unverständlich bleiben möchte. Denn die Gefühlsgrenze hat sich merklich verschoben; schwerlich würden heutzutage enthusiastische Freundschaften so tief in das dritte Lebensjahrzehnt hinabreichen, wie das bei den Göttingern der Fall war. Solche und ähnliche Verbindungen beruhten aber keineswegs, was bei Winkelmann wohl nicht zu bezweifeln ist, auf ungewöhnlichen Naturanlagen, sondern waren nur der Drang werdender Jugend und ein allgemeines Zeichen für das erwachte, hitzig arbeitende, aber im Kern nicht ungesunde Empfindungsleben. Und nur insoweit sollen uns die Freundschaften hier interessieren. —

Die Hallischen und Leipziger Kreise der vierziger Jahre darf man als Vorspiel zum Göttinger Bunde ansehen, wenn auch die gegenseitigen Verhältnisse nicht allzu tönereich besungen wurden. Pyras und Langes freundschaftliche Lieder sind ohne Wärme und die Empfindungen werden in der Vorrede gar als undeutsch besonders entschuldigt. — Klopstock wurde 1748 unter die Beiträger aufgenommen und durch ihn legte nun die Freundschaft in Deutschland unumwunden ihr erstes Geständnis ab, das sich von den Achtungsversicherungen oder dem tändelnden Gekose der Anacreontik himmelweit unterschied. „Unsterblich sing' ich meine Freunde, feyernd in mächtigen Dithyramben", und zwar nicht, was sie vom „freien geselligen Rothe" bis zum „geliebtesten Schmidt", etwa im Leben galten oder gethan hatten, sondern was sie seinem Herzen waren. Die Furcht, sie zu verlieren, preßte dem Jüngling vorzeitige Klagen ab; der Mann weihte den Geschiedenen in der „Sommernacht" und den „Frühen Gräbern" seine schönste Lyrik, und, ein vereinsamter Greis,

sprach er 1795 zu Eberts Gedächtnis „der Wehmut Worte: Todte Freunde seid gegrüßt!“ Gelage voll ernster Gespräche — „in den Schatten duftender Lauben, von der Seele der Freundschaft und ihrer unsterblichen Dauer“ — oder festliche Abende verlebte er, ein Exempel für die Nachwelt:

„Da lernt ich, Freund, wie sich die Edlen,
Wie sich die wenigen Edlen liebten!
Viel Abendstunden fasset die Nachwelt noch;
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft . . . . .“

Ihren Widerhall fanden solche Empfindungen in dem Messias, diesem großen Zusammenklang aller himmlischen und irdischen Wesen. Die Engel sind unter sich und mit den Menschen befreundet; und während der alte Dichter des Heliand die Jünger in eine Art Mannenverhältnis zu Christus gebracht hatte, wurden die „heiligen Zwölfe“, vor allem Johannes und der „blasse, verstummende“ Lebbäus mit ihm durch „göttliche Freundschaft“ verbunden. Das letzte Mahl war wie „ein Abschied des Liebenden von der Geliebten“, bei dem Jesus „Reden der trauernden Freundschaft“ sprach. Er heißt statt des biblischen Menschen-Sohnes: „der Freund der Menschen“; er, der bei der Himmelfahrt den Jüngern „Freuden der Freundschaft die Abschiednehmen nicht trennt“, versprochen hatte, straft beim jüngsten Gericht eine sündige Seele: „Hättest du deinen Freund nicht verraten, so führte der Engel dich nicht hinab“ und belohnt diejenigen, welchen „vor kurzem um den Freund die heilige Thräne noch rann.“

Die unmittelbare Empfindung wird bei Klopstock manchmal durch die erhabene poetische Rede unwillkürlich gedrückt, er umbaut die Quelle und zwingt sie zu sprudelnden Cascaden. Da setzte wieder die schrankenlose Prosa Rousseaus ein, der alles, was er empfand, in stürmischer, rücksichtsloser Weise äußerte. „L’amour et l’amitié, les deux idoles de mon coeur“

waren das Thema der Héloise. In seinem Leben hatte er Freundschaft reich geübt und erfahren und glaubte sich wieder mit jenem übertriebenen Selbstbewußtsein für sie wie geschaffen. Was Venture that, war reizend und jedes Wort von ihm ein Göttersspruch. Rousseau wollte den Emil vor allem zur Freundschaft erziehen. Und als er, der dem „heiligen Namen Freund" leicht vertraute, von Gauffecourt hintergangen war, beklagte er die douce sainte illusion de l'amitié, die er doch von allen edlen, liebenswerten Empfindungen unzertrennlich gehalten hatte.[163])

Daß solche Freundschaften die Grenzen der Geschlechter freilich doch oft verwischten und mit der Liebe die Rollen tauschten, ist erklärlich. In der Héloise wirft Claire geradezu die Frage auf, ob die Seele eigentlich ein Geschlecht habe, und fühlt sich als Verlobte eines d'Orbe doch mit Julie allein in wahrhafter Neigung verbunden. In Deutschland litt der gute Gleim an Eifersucht und forderte beim Jahresbeginn, ein thörichter Verliebter! sein Jacobitchen zum Liebeswettstreit auf, oder stellte sich in Träumen den Abwesenden so albern überschwänglich vor, daß er, um ihn zu sehen, beständig zu schlafen wünschte. Miller schrieb an Voß: „Du bist und bleibst mir unter den Männern, was mir mein Mädchen ist und bleiben wird bis an mein Ende," und führte das in seinen Romanen weiter, wenn im Siegwart zwei ausgesöhnte Freunde „sich um so stärker, wie zwei Liebende nach einer kurzen Trennung, anhängen," oder Friedeberg von Dörner sagt: „es ging mir wie einem Liebenden mit seinem Mädchen."

Wahllos und blitzschnell fanden sich die Freunde, „feuergeflügelten Blickes," als in der Genienzeit jeder im andern den außerordentlichen Menschen vermutete. Bei den Stolberg und Goethe begann während eines gemeinsamen Mittagsessens die vita nuova: „In der ersten Stunde waren wir Herzensfreunde." Der Ardinghello ist lehrreich, wo Heinse, der Erzähler, von einem

Jüngling aus dem Wasser geholt wird und sich die beiden bisher ganz Unbekannten, in die Arme fallen und Blutsfreundschaft schließen.

Solche Schwelgereien des Augenblicks und überlegungslos eingegangenen Verbindungen wollte Goethe treffen, als er später in „Dichtung und Wahrheit" ernüchtert von der lebhaften Jugend redete, „die sich gegeneinander aufknöpfte, und ein talentvolles, aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegeneinander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung;" er hatte sich, wie die andern, darin betrogen.

Freund bezeichnete damals alle zärtlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen. Herder nannte seine Braut „Gedankenfreundin — Freundin meiner Seele" und sie ihn „meinen Mann und Freund"; er erbat sich dafür „das Herz ihrer Freundschaft"; das zeigt deutlich, wie gern man auch hier wieder die Grundlagen der Liebe verleugnen wollte. Verrufen dagegen waren die sogenannten „guten Freunde," weil sie den ehrenvollen Namen schändeten, und Claudius wollte nichts von solchen „Hollunderfreundschaften" wissen.

Auch die Helden, denen nachgeeifert wurde, gewähren interessante Aufschlüsse. Obenan steht das Freundespaar der israelitischen Königszeit, auf deren „hohe „Jubelgesänge" im Himmel bereits der Messiasdichter seine Leser vertröstete. Fr. L. Stolberg schrieb am 29. Dezember, am „Jonathanstage", an Voß: „Wie David und Jonathan sich liebten, liebe ich Sie," und Voß vertraute noch nach 17 Jahren, als sich die Spuren der nahenden Entfremdung bemerkbar machten, wehmütig und gekränkt Millern an: „Seine Freunde der ersten, der zweiten, der dritten Art, scheinen weit enger um ihn gedrängt als ich — sein Jonathan."

Die Antike wurde mit den Zeiten des Orest und Pylades, des guten Peirithoos, des zärtlichen Nisus und des weisen

Achates herangezogen, nach denen sich freundschaftsbedürftig auch der große Friedrich sehnte. Kleist dichtete Cissides und Paches: „Zwei Freunde sing ich,“ und Klopstock rief Hagedorn an: „in unsokrat'schen Zeiten wenigen Freunden ein teures Muster“. Sokrates wurde, ohngeachtet Hallers anfänglichen Widerspruch, der eigentliche freundschaftliche Weise der Zeit. Erinnert sei an Lessings Fragmente aus den Jahren 1760—65: „Alcibiades“ und „Alcibiades in Persien“ an die zärtliche Freundschaft des Griechen mit dem Perser Susamithres (Zaris) im Angedenken an den „göttlichen Socrates.“ — Goethe wünschte sich, als er Herder in Straßburg sah, „Wär' ich einen Tag und eine Nacht Alcibiades, und dann wollt' ich sterben.“ In „sokratischer geselliger Freundschaft“ verlebten später Neuffer und Hölderlin ihre Abende und dieser verherrlichte dann im Hyperion die heroischen Bündnisse des „Harmodios und Aristogeiton, Achill und Patroclos.“ Auch Mentor und Telemach lebten in dem Verhältnis Hölderlins zu dem besonneren Hegel wieder auf.[164]) Selbst nordische Elemente wirkten z. B. bei Klopstock ein, der im „Hügel und Hain“ die von Tacitus erwähnten Zwillingsbrüder Alces feierte, oder beim Barden Rhingulph, der mit seinem Gottschalk an dem Tisch des freien Enkel Teuts saß.

Die Treue aber, die unser altgermanisches Leben durchdrang, wurde in den Gefühlsvereinigungen des 18. Jahrhunderts und ihrer litterarischen Wiederspiegelung nicht gerade zur Hauptsache gemacht, die sie in den Nibelungen oder der höfischen Dichtung „von hoher triuwe“, dem Engelhart und Engeltrut des Konrad von Würzburg, gewesen war; diese Dichtungen waren vergessen; aus ihnen konnte die Treue also nicht entlehnt, sie hätte vielmehr neu geboren werden müssen, wozu es der flüchtige Rausch meistens nicht kommen ließ.

Gleich der Vergangenheit gab auch die neuere Zeit Muster her. Rousseau erinnerte in den Confessions an den Freund Friedrichs des Großen, den stolzen, männlichen Keith, der sich

doch unter das Joch der Freundschaft gebeugt hatte. Der Göttinger Dichterbund wurde vollends das bewunderte Vorbild der empfindsamen Nachgeborenen in den siebziger bis neunziger Jahren. Mathisson klagte seine Verlassenheit dem Abendstern, dem Zeugen „unseres Bundes“ und gedachte am Genfersee „Erhabner Freundschaft Bundestag“ mit offenbarer Erinnerung an den Hain zu feiern. Bei Stolbergs Liedern schwuren Seume und Münchhausen auf Freundschaft und Vaterland.

Daß diese Empfindungen in der sentimentalen Zeit häufig gar nicht an bestimmte Personen allein gerichtet waren, zeigt die Art, wie man nicht nur diese, vielmehr unbesehen auch deren ganzen verwandt- und freundschaftlichen Zubehör zur allgemeinen Verbrüderung mit in den Kauf nahm. Jünglingen vom Schlage Stolbergs war es schier unmöglich, ihren Genossen nicht von der Schwester zu erzählen; es wurde ihnen dabei „innig wohl, wie Kindern, wenn sie zeigen ihren heiligen Christ.“ Und Miller war kaum in Ulm, als die Schwester auf seine Schilderungen hin auch bereits einen Brief an die Einem aufsetzte und für Voß eine Vorliebe zu haben behauptete.

Krankheit. Tod. Auferstehung.

Das sentimentale Behagen am Leiden überhaupt steigerte auch das Mitgefühl und Verständnis für die schwachen, körperlich gebrechlichen Menschen und für die Kranken. Werthers Lotte gab Allen das gute Beispiel, wenn sie liebevoll um eine sterbende Freundin bemüht war. Und der empfindliche Lavater konnte, wenn er im Schlafe plötzlich aufwachte, nicht den Nachtwächter rufen hören, „ohne eine gewisse süße Melancholie, die mit einer feinen Empfindung der Flüchtigkeit meines Lebens und mit dunklen Vorstellungen von wachenden Wesen, seufzenden Kranken, Gebärenden, Sterbenden u. s. w. verbunden war.“ Man lernte

an Krankenlagern die „Dinge auf der Welt mit ganz anderen Augen und weit ernsthafter betrachten,“ und wurde so gern bescheiden, wenn das Schicksal alle menschlichen Pläne recht gründlich niederschlug.[165])

War irgendwo der Tod eingetreten, so erschollen um den Hingeschiedenen viele Klagelieder und traurige Wechsel- und Wettgesänge: „Ein Cypressenzweig soll der Preis sein! O ich will so viele gewinnen, daß ich ganze schöne Kränze davon flechten kann.“ Eine Leiche im Sarge gewährte hingegen ein willkommenes Schauspiel, das dazu dienen mochte, „die eingefrorene Empfindung mit einemmal wieder aufzuthauen“; „in feierlicher Einsamkeit“ absolvierten die Hinterbliebenen „traurigvergnügt“ die Wacht. Totenköpfe unterhielten wirksam die Sterbegedanken, und wurden hin und hergewendet, wie im Hamlet Yoricks Schädel, ja, gute Freunde schenkten sie sich zum Andenken. Mit allem Raffinement malte Miller die Begräbnisse aus, deren hohles Gepolter, mit dem dumpfen Ton der hinabgeworfenen Schollen bis in die Leichenphantasien des jungen Schiller klangen. In seiner besonderen Art schwelgte bei Begräbnissen Claudius: „'s pflegt mir dann wohl selbst nicht richtig in'n Augen zu werden, aber eigentlich bin ich doch fröhlich, — — liegt er doch nun und hat Ruhe.“[166])

Daran schloß sich mit all der Grabespoesie, die von Young angeregt, der Klopstockfche Kreis in Deutschland eingebürgert hatte, die Verehrung der Ruhestätte des Verstorbenen. Im Göttinger Kreise verband der ahnende Hölty Leben und Tod lieblich wehmütig; und Miller phantasierte von schönen Bildern des Friedens, neben verschleierten, keuschen Mädchen würden sich einst in der Gestalt bekränzter Greise auch die inzwischen gealteten Bundesbrüder an seinem Grabe versammeln.

Wer noch nicht gerade ans Sterben zu denken brauchte, sah sich doch bei Zeiten auf empfindsamen Landparthieen nach einem Grabplätzchen um, und verpflichtete die Begleiter, später jährlich

zum Gedächtnis an diese Stunde hin zu kommen. Unglücklich liebende Mädchen stickten traurige Geschichten auf Leinwand, malten halbverwelkte Blumen in den blassesten Farben oder zeichneten einen Grabhügel mit ihrem Namen auf das Papier. Der sonst so heiterfreundliche Claudius konnte nicht vorbeigehen, „wenn 'ne Gottackerthür offen steht," und Miller pflegte gerade an seinem Geburtstage einen Spaziergang bei Sternenschein über die einsamen Gräber zu unternehmen.[167]) Das zukünftige Dasein war den Christen von Klopstocks Phantasie lebendig genug und in allen Einzelheiten geschildert worden. Freilich vermochten die Wenigsten den in die Messiade eingestreuten, philosophischen Gedanken nachzugehen, die der Dichter oft nur angedeutet hat, aber seine Nachfolger lebten sich doch mit ihm in die erträumtesten Situationen ein und beschäftigten sich mit all dem Kommenden auf Erden und im Himmel. Zukünftige Geliebten schwebten um die einsamen Jünglinge, die „noch ungeteilt der Freude Thränen und des Kummers" weinten und die sehnsüchtigen Gläubigen verloren sich „in der Auferstehung entzückender seliger Aussicht", die der Messias verheißen hatte. „Wie würden wir beide erstaunt sein," schrieb Voß, als er und Brückner gleichzeitig erkrankt waren, „wenn wir uns so unvermutet unter den Palmen Gottes begegnet wären."

Es ist schade, daß diese Zeit der Empfindelei nicht ihren Cervantes gefunden hat, und mit dem Jahrhundert abstarb, ohne von der göttlichen Ironie für immer abgefertigt und, wie die spanische Ritterbücherperiode, lächerlich unsterblich geworden zu sein. Durch die kleinen litterarischen Geplänkel der Gegner geschwächt, empfing sie, — da ohnehin auch die veränderungsbedürftige menschliche Natur ein so forciertes Gefühlsleben nicht lange vertrug, — von den großen politischen Bewegungen und von der klassischen Litteratur den letzten Stoß; statt der Passivität predigten die Dichter fortan Thaten und riefen, der vielen Thränen müde, den Schmerz aus den Gassen in das stille

Kämmerlein. Gleim, Hölty und Salis waren noch mit ihrer Leyer und einem Hüttchen zufrieden; Rousseaus ganzes Glück hätte ein Garten am Ufer des Genfer Sees mit einem treuen Freunde, einem Weibe, und mit einem Nachen umschlossen. Philisterhaft begrenzte Seume sein irdisches Paradies: „Guter Bücher eine kleine Zahl, Ein geprüfter Freund mit einem Liede, Und der Sparsamkeit gesundes Mahl.“ Aber in Hölderlins Brust stritten bereits die Wünsche, die ihn aus den engbeschränkten Kreisen „unendlich fortzuwandeln“ trieben; bis Heinrich von Kleist, mit der Ruhe und selbstsüchtigen Beschaulichkeit aufräumend, energisch handeln und leben wollte, wie er im Jahre 1802 seiner Schwester Ulrike schrieb: „Ich habe keinen andern Wunsch, als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht, und eine große That.“

Beilage.

Vergleich der ersten und zweiten Auflage des Siegwart.

Trotz des drei- und vierfachen Nachdrucks war die erste Auflage des Romans bald vergriffen; im März 1777 beschäftigte sich Miller bereits mit einer Überarbeitung, die Johanni erschien. Eine dritte Auflage, 1778 von Weygand geplant, kam nicht mehr zu Stande; viel später nahm die „Sammlung der beliebtesten Räuber-, Ritter-, Geister-, Kloster- und anderer Romane, Stuttgart 1844" den Siegwart unter ihre Bücher auf.

Vor allem kam es Miller bei der Durchsicht der ersten Auflage auf die Ausscheidung der antikatholischen Elemente an. Den Namen „Gott" schmückte er mit Beiwörtern oder ersetzte ihn durch andere Ausdrücke:

25 [1] „Vorher hat er wenig an Gott gedacht"	24 [2] „an den lieben Gott"

und stellte den Glauben nicht mehr dem Aberglauben gleich.

684 [1] „Dieses Stückchen (blaue Seide von Marianne) war ihm mehr wehrt als dem Abergläubigen das Stückchen vom Gewand eines Heiligen"	611 [2] „als der frommen Einfalt"

Die bedenkliche Stelle 1053/4 [1], wo Siegwart den Unterschied zwischen Jesu Lehre und ihrer Ausübung bei den Katholiken bemerkt und zu den Protestanten übergehen möchte, ver-

tritt 953—956[2] ein unschädlich schwermütiger Erguß an die totgeglaubte Marianne.

Die Klosterräume wurden nach der Wirklichkeit eingerichtet, Konversatorium, Versammlungs- und Speisesaal zum Refektorium vereinigt, und die Tracht und Titulatur der Mönche und „die wahren Benennungen verschiedener Ämter“ berichtigt. 54[1] Anton, heißt respektierlicher 52[2] Pater Anton, 1025[1] der Thorwart wird 920[2] zum Bruder Pförtner.

Die Thätigkeit der Klosterbrüder wurde genauer geschildert und begrenzt. Pater Anton erzählt 20[2] viel umständlicher als 20[1] von seiner täglichen Beschäftigung, „des Morgens steh ich mit den andern Paters um die gesetzte Zeit auf, im Sommer um vier Uhr und im Winter um 6 Uhr; hierauf gehts in den Chor zur Messe, die wir die Prim heißen, alsdann in die Konventmesse. Nach der Meditation geh ich im Garten spazieren oder les in der Vulgata“ . . .

Die drei Kardinalgelübde wurden strenger beobachtet. Die Keuschheit erforderte den Ausschluß weiblicher Besuche. Als Therese mit Kronhelm Siegwarts zukünftigen Klosteraufenthalt sehen möchte, zerstreut dieser 490[1] leichtfertig ihre Bedenken. „Wir geben dich für jünger aus, und sagen, du seiest 15 oder 16 Jahre alt. Die Paters thun mir schon etwas zu Gefallen und lassen dich mit hinein.“ Sie kommt mit auf Antons Zelle. Dagegen muß Siegwart 362[2] vorauslaufen, um mit Pater Anton und dem Guardian zu reden, ob seine Schwester kommen dürfe? „Der Pater Guardian zuckte die Achseln. Endlich sagte er: Wenn seine Schwester um ein halb Dutzend Jahre jünger wäre, so könnten wir sie schon noch ins Kloster lassen, aber 16 Jahre sind zu viel“ . . . Therese wird nicht eingelassen.

Die Klagen eines kinderliebenden Pfarrers über den Cölibat verstummen in der zweiten Auflage.

Die damals häufig bestrittene **Armut** der Klöster wird jetzt geflissentlich hervorgekehrt, und den Kirchen der reiche Goldschmuck genommen. Auch das übermäßige Gepränge z. B. bei den Totenfeiern verschwindet. Gewinnsucht und Erwerbsinn sind bei den Mönchen nicht mehr zu Hause. 1029 [1] wurde Siegwart von den andern unterschieden, „da er mehr Vermögen mit ins Kloster brachte," jetzt 923 [2] „wegen der Empfehlung des Provinzials". Der alte Siegwart liest die Bibel: 8 [1] hatte er sich doch die Erlaubnis **erkauft**", 10 [2] „wozu er von seinem Beichtvater die Erlaubnis **erhalten** hatte."

Mönche, die früher allzu eigenmächtig gehandelt hatten, werden gehorsam. Pater Anton will die Siegwarts begleiten, schiebt aber in der zweiten Auflage ein: „wenns der Provinzial und der Pater Guardian erlauben."

Auch gefühlvolle Partien paßten weniger für die dem Weltlichen abgestorbene Klostereinsamkeit. 14 [1] standen bei Ankunft der Siegwarts alle Patres auf, „bewillkommneten mit einem heiteren Lächeln den alten Siegwart und umarmten ihn, einer nach dem andern, mit brüderlicher Liebe; sie gaben auch dem jungen Siegwart die Hand" . . . 15 [2] „Sie bewillkommten den Vater und den Sohn auf das freundlichste".

Der Stil erfuhr nur geringe Aenderungen, dünne Worte wurden durch kräftigere ersetzt, die fremde Sprache ausgemerzt, in die Reden der niederen Stände volkstümliche Wendungen eingefügt, die landschaftlichen Schilderungen beschnitten und die breiten Lebensregeln und Ermahnungen fallen gelassen. Miller bemerkte von der ersten Auflage: „Ich weiß, oft sind der Tugendpredigten zu viel, oft zu viel Weitschweifigkeit . . . . Man kann ja mit der Zeit wegstreichen."

Dagegen schaltete er in Sophiens Tagebuch, dessen briefartige Form Anklang gefunden hatte, noch einige weitere Daten ein.

Anhang.

Verzeichnis der Abkürzungen.

A^{I}, A^{II},: bezeichnen das Bundesbuch des Haines, in 2 Quartbänden.
a: Vossens Stammbuch; s. Goedeke, Grundriß IV^{2}, p. 377.
akad. B.-W.: „Briefwechsel Dreyer akademischer Freunde.“ Ein Roman von Miller. Der 1. Teil war mir in der 2. vermehrten Auflage, Ulm 1778, der 2. in der 1. Auflage, Ulm 1777, zugänglich.
Cf.: Rousseau, Confessions, Paris 1890.
Gedichte: „Johann Martin Millers Gedichte.“ Ulm 1783.
Hölty: „Gedichte von L. H. Chr. Hölty.“ Leipzig 1869. ed. Halm.
Hellinghaus: Otto H., Briefe Frdr. Leop. Gf. zu Stolberg und der Seinigen an Joh. H. Voß. Münster 1891.
Janssen: J. Janssen, Fr. L. Graf zu Stolberg, bis zu seiner Rückkehr zur kathol. Kirche. Freiburg i. Br. 1877.
M. V.- Miller-Voß, Briefwechsel, siehe Vorbemerkung.
N. H.: Rousseau, La nouvelle Héloïse, Paris 1843.
Siegwart: Siegwart. Eine Klostergeschichte. Leipzig 1776. Ein Roman von Miller.
Stolberg: Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg. ed. Boie. Leipzig 1779.
Strodtmann: Briefe von und an G. A. Bürger. Berlin 1874. IV.
Voß Br.: Briefe von Johann Heinrich Voß, III., Halberstadt 1829.

1) Goethe 23, 55.
2) A. W. Schlegel, sur le triomphe de la sentimentalité, ed. Erich Schmidt, Berlin 1892.
3) vgl. Herbst, Voß 1, 83 ff. den Abschnitt über den Göttinger Bund.
4) Voß Br. 1, 222.
5) Herbst 1, 66 akad. B.-W.: I, 280, 309 f. 60, 67. Janssen 1, 23.
6) Lappenberg, Briefe von und an Klopstock p. 255.
7) akad. B.-W. 1, 80; 258; 2, 494.
8) Voß Br. 1, 136; 140 ff. 178.
9) vgl. im akad. B.-W. den gebildeten Schneidermeister aus Wolfenbüttel und den verzogenen Studenten. 1, 206, 237, 250; Siegwart. 539.
10) M. V., 18 XI 74.
11) Hellinghaus 25.
12) Arch. f. Litt. G. 11, 449. Voß Br. 1, 193.
13) akad. B.-W. 2, 134 ff.

14) Janssen 1, 48—55; Burgheim 4, 58, 89, 184, 218.
15) Hellinghaus 13. Weinhold, Boie 55.
16) M. B. 10 X 75.
17) ed. Ehrhardt, Nürnberg 1817, p. 99, 105.
18) M. B. 17 V. 78; 15 VI. 88.
19) Voß Br. 2, 98, 114; 3^2, 124.
20) Strauß 1, 220, 225, 304, 362.
Schubarts Leben, Von ihm selbst, Stuttg. 1791 — 3. 2, 82, 162, 192.
Strodtmann 2, 62.
Lappenberg 518.
Matthisson Br. 1, 65.
21) Burgheim 3, 148.
22) Voß Br. 2, 89.
23) Herbst 2^2, 182 fälschlich 12 VIII, 1810.
24) M. B. 15 VI, 88.
25) Matthisson We. 7, 247; 8, 36.
Br. 1, 25.
26) Hellinghaus 89. — Zeitschrift für deutsche Philologie 4, 121.
27) Von Miller sind die Nummern 21, 44, 46, 50.
28) Gedichte 33, 218. — Voß Br. 1, 87. — Merkur 1773, 1, 166. — Allgemeine D. Bibliothek 22, 1, 228.
29) Gedichte 43, 68, 99. — Claudius Werke ed. Redlich 1, 51. — Büchmann, Geflügelte Worte 1877, p. 91.
30) Hagedorn, Oden und Lieder p. 123, 146.
31) Gedichte 13. — Hölty 137. — Merkur 1773, 2, 49.
32) akad. B.-W. 2, 42. — Gedichte 8, 220, 267, 327, 443.
33) Der Mai wurde als der bevorzugte Lenzmonat bis in Einzelheiten ausgebeutet: „Maienkühle" ꝛc. Clauswitz lacht — Gedichte 284 — „ruhig wie ein Maienmorgen." Hölty verstieg sich zu wunderlichen Verbindungen: Maienhimmelbläue, Maienfrühroth, 60, 79.
34) Gedichte 340, 352. — Weinhold im Arch. f. Litt. Gesch. 7, 191.
35) Lichtenberg Briefe, Göttingen 1846, 1, 67.
36) Herders Briefwechsel mit seiner Braut 1858, 240.
37) Minor-Sauer, Studien, Wien 1880, 22.
38) akad. B.-W. 2, 491; 2, 33.
39) Strodtmann 1, 367.
40) Stolberg 60. — Voß Br. 1, 137.
41) Knebels Nachlaß 2, 139. — Voß Br. 1, 117.
42) A^I 177. — Gedichte 160, 161, 344. — akad. B.-W. 1, 178, 252. — Claudius, 1, 50.
43) Herbst, Voß 1, 118 — akad. B.-W. 1, 127.
44) Stolberg 8 — A^I 177 — Siegwart.
45) Gedichte 195 — Teutsche Chronik 1775, p. 766. — A^I 180, a 61.
46) Janssen 1, 56.
47) Gedichte 194, 195. — A^I 177 — a 85 — Voß Br. 1, 123, 152 — In Siegwarts Heimatdorf sind die Richter „alte ehrwürdige Männer mit grauem Haar", 881.
48) Janssen 1, 57. — Stolberg 149. — Miller in seinem Romane „Carl von Burgheim" 4, 93; 4, 185 ff. schildert die Landtagversammlung: „Da

saß ein Kreis von Männern, wie wohl Sparta und das alte Rom nur selten und nur in seinen glücklichsten Tagen beysammen sah . . . Heiliges Schweigen herrschte rings in der Versammlung! Mit glühenden Wangen, pochendem Herzen und Thränen im Auge, sahen alle auf den ehrwürdigen Greis, dessen sanft dahinfließende Beredsamkeit endlich sich in einen rauschenden Strom ergoß . . . Wir Deutsche weinten, wie die Kinder, drückten uns schweigend die Hände und befeurten uns . . zu immer heißerer Vaterlandsliebe". An Bodmer wird 4, 261 (vgl. 3, 318) bewundert, „die noch so große Lebhaftigkeit des Greises, die er wohl am meisten seinem wohlgeführten Leben zu verdanken hat;" sie zeugt von „einem Herzen, das sich keine Vorwürfe zu machen hat". — Vom alten Voltaire sagt Stolberg weiter: „er hat herrliche feurige Augen, die sehr sanft und freundlich werden können". Janssen 1, 51.

49) O. Brahm, Quellen und Forschungen 40, p. 55, 198 ff. — Fast unmöglich scheint eine Stelle in J. Pauls Jugendroman „Abelard und Heloïse"; der gleichnamige junge Held bringt die Ferien im Hause seines Schulkameraden Carl zu: „An der Thür der friedlichen Hütte stand meines Freundes Vater — ein ehrwürdiger Greis. Ruhig schmauchte er seinen Taback. Mit all jener partriarchalischen Unbefangenheit, Offenherzigkeit, mit jener ungekünstelten Biederkeit und Deutschheit empfing uns derselbe, und seine Gattin — weiblicher Abdruck des alten Greises! . . . Ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren hüpfte lachend um ihren Bruder".

50) Gedichte 160, 197. —

51) Gedichte 343 — a 59 — Cramer, Klopstock; Hamburg 1777, 136 — Noch Hölderlin nannte Deutschland: „Land des hohen, ernsteren Genius".

52) Gedichte 304 — A^{I} 46 — Voß Br. 1, 151 — akad B.-W. 1, 249 252, 261.

53) Ebenfalls in der Bardenlyrik viel verwandt; vgl. das lange Register bei Ehrmann, Die bardische Lyrik. Halle 1892. p. 64.

54) A^{I} 180 — a 85 — Herbst, Voß 1, 283 — Voß Br. 1, 97 — Deutsches Wörterbuch 1, 1812—13.

55) Gedichte 337, 195 — a 59, 85 — akad. Br.-W. 1, 83 — Stolberg 36 — Janssen 1, 46.

56) Janssen 1, 47. — Claudius 1, 12, 199. — Almanach der deutschen Musen 1775. 47.

57) Lappenberg Briefe von und an Klopstock, Braunschweig 1867, 228.

58) Cramer, Klopstock 78 — 84 — Voß Br. 1, 98. Klopstock hatte ähnlich an Rabener die virtuose Beherrschung sonst sich ausschließender Dinge geschätzt: „Der Thorheit Hasser aber auch Menschenfreund" und Gärtner: „ernstvoll und heiter doch" genannt.

59) Gedichte 151, 161, 329. — Nicolai, Reise 9, 135 — Voß Br. 1, 161, 167, 239 — Herbst, Voß 1, 93.

60) Gedichte 73.

61) Herders Briefwechsel m. s. Braut 125 — Hölty 211. — Weinhold, im Archiv f. Littg. 7, 190. — Claudius 1, 97 — Tacitus, Germania c. 4: caerulei oculi, — Weinhold, Deutsche Frauen^{2}, 1, 216.

62) Gedichte 84, 124, 352, 379, 414. — Hölty 220. — Voß Br. 1, 214; ein scherzender Brief an Ernestine, mit ein paar Minneliedern, die sein, Vossens Ururältervater gemacht: „von dem sagt die Chronik, daß er sich einmal in ein

Mädchen verliebt habe, die blaue Augen hatte". Später sagt Voß mit Bezug auf Ernestine: „Wie die Augen des Tigers sind die blauen Mädchenaugen mit Schrecken bewaffnet; man zittert vor ihren Strahlen, die Stimme bleibt im Halse stecken und der arme Jüngling liegt sinnlos in den Klauen der schönen Sirene".

63) Stolberg 148 — Claudius 1, 80. — Weinhold, Deutsche Frauen², 1, 222. — Kleists Penthesilea: „Du mit den blauen Augen bist es nicht, die mir die Doggen reißend schickt" — „Was er . . . mit seinem blauen Auge nicht gesehn, Das kann er in Gedanken auch nicht fassen" — Hermannsschlacht: „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben, Und doch falsch sein?" — „Meine beiden blonden Jungen wirst du, Den Rinold und den Adelhart empfangen" — Thusnelda's „goldne Locken" — Prinz von Homburg: „Such in den Bergen Dir einen Knaben, blondgelockt wie ich" — „O dieser Fehltritt blond mit blauen Augen".

64) Gedichte 159 — Cramer, Klopstock 135 — Gleims Versuch in scherzhaften Liedern 1745, 2, 24, 46. — Schlegel We. 10, 211.

65) Hagedorn (Oden und Lieder 180, 184.) suchte im Wein die Ursachen germanischer Größe: „Unsrer Väter Beyspiel lehrt, wer sie an Mut und Kraft vermehrt . . . Der Wein, der Wein stärkt ihren Arm, und dieser stürzet Legionen", wobei er noch schüchtern anmerkte, daß er sich nicht ohne Grund die poetische Freiheit gestatte, den Wein zu einem gewöhnlichen Getränke der alten Deutschen zu machen, „ich könnte" sagt er „mich auf die Zeugnisse beglaubigter Geschichtsschreiber beziehen".

66) Gedichte 30, 93 — Voß Br. 1, 95.

67) Gedichte 319, 373 — Hölty 105 — Strodtmann 1, 145.

68) Stolberg 11.

69) Gedichte 87 — Ramler, Lyr. Ged. 1772, 119: „aus Lutetiens Palästen", „eitles Lutetien" — Matthisson: „auf Lutetiens Theater". — Weinhold, im Arch. f. Litt. Gesch. 7, 190.

70) Ramler 124 — Stolberg 5 — Gedichte 38.

71) A¹ 36, 46, 152 — Gött. Mus. Almanach 1774, 157 — Gedichte 159.

72) Voß Br. 1, 133 — Gedichte 40, 41, 152, 153. — Beiträge zur deutschen Philologie, J. Zacher dargebracht. Halle 1880; 264, 251. —

73) akad. Br.-W. 2, 408.

74) Hölty 86 — Voß Br. 1, 88 — Miller, Geschichte der Zärtlichkeit, p. 26. —

75) Gedichte 344 — Hölty 86 — A¹ 40, a 151. — akad. Br.-W. 1, 176.

76) akad. Br.-W. 1, 85 ff.

77) Hölty 71 — Minor und Sauer, Studien 15 — Stolberg 91.

78) Hölty 53, 76, 85.

79) Rousseau, Nouvelle Heloïse, Paris 1843, p. 253 ff. (N. H.) „on est si aise de les voir finir sans accident qu'on en marque volontiers sa joie" — „les plus graves actions de la vie se font en dansant: les prêtres dansent, les soldats, les dieux, les diables".

80) Voß Br. 1, 160 ff. 228 — akad. Br.W. 1, 209. Hölty 60, 70, — Gedichte 88, 234, 237. — Auch Matthisson und Salis fliehen vor den wilden, von der Grazie und der Unschuld verlassenen Taumeltänzen: „Junge Winzerinnen Winken und beginnen Deutschen Ringeltanz". —

81) akad. Br.-W.. 1, 10.

82) Gedichte 212, 166, 172, 254, 261, 300, 344; — A[II] 11 — Das deutsche Wörterbuch hat hier noch manche Lücken 2, 504 ff.
83 Gedichte 212, 269, 294, 344. — Gedichte 248 — Voß, Musen-Almanach 1779, 210 — a 71, A 41. —
84) Siegwart 192.
85) Gedichte 88, 166.
86) Gedichte 161, 329 — Wandsbecker Bote 1775, Nr. 11.
87) Gedichte 113, 170, 212, 300, 311, 321, 345 — Stolberg 8 — A[1] 4.
88) Gedichte 115, 151, 194, 270, 398 — Stolberg 13 — A[1] 177.
89) Miller, Gesch. der Zärtlichkeit 38 f — Hohn und Spott, die Klopstock reichlich über die Vaterlandsfeinde ausgegossen hatte, fehlen nicht: auch sie „spotten" der Fremden; „Und theuer deine Liebe mir vor Allen, Die nie ein Spott mir rauben kann", redete Miller seinen Freund Hahn an, oder er ahnte, wie trübe es gerade dem Unschuldigen in dieser Welt zu ergehen pflegt:

„Umzingeln wird ihn eine Schaar Verächter,
Und höhnen seinen freyen Geist,
Und schallen wird ihm lautes Hohngelächter".

90) Gedichte 224, 457.
91) Gedichte 152 — akad. B.-W. 1, 134.
92) Miller, Carl von Burgheim 3, 209, 222.
93) Hennes, Aus Fr. L. v. Stolbergs Jugendjahren 1876, 48.
94) Miller, C. v. Burgheim 4, 116.
95) Reizenstein, die Geschichte eines deutschen Offiziers. Leipzig 1778, 2, 31.
96) Wort und Bildung sind klopstockisch, vergl. Deutsches Wörterbuch 5, 925: Klager, ad 1 b; Miller: „Folger"; Gedichte 40; „Der Mond im Silberlicht . . . sey Heischer dieser Pflicht" A[1] 111 — Schubarth: „Der Blicker in dem Himmel" Gott, „Der Geitzer der Zeit", „Trotzer".
97) Goethe 22, 84.
98) Quellen und Forschungen 40, 181, 184;
99) Siegwart 310.
100) Gedichte 160, 345 — A[1] 177 — Hellinghaus 28 — akad. B.-W. 1, 9; 2, 304 — Carl von Burgheim 4, 111.
101) akad. B.-W. 2, 160 — Gedichte 330 — Teutsche Chronik 1775, 758.
102) Voß, Musen-Almanach 1775, 158 — Siegwart 261.
103) Voß Br. 1, 146 f — akad. B.W. 1, 255; 541 — Siegwart 862.
104) akad. B.-W. 2, 50 — akad. B.-W. 2, 60, 31.
105) Gedichte 450 — Beiträge zur deutschen Philologie 1880, 256.
106) Gedichte 170, 176 — Stolberg 96 — Litzmann, Fr. Hölderlins Leben 1890, 79, 150.
107) Merkur 1776, 87 — Goethe 22, 85; 29, 437.
108) Stolberg 62 — Hölty 53.
109) akad. B.-W. 1, 20; 120, 122; 2, 234.
110) Schenkendorf, Gedichte, Tübingen 1815, p. 20, 25, 59, 65, 90, 91, 121, 124, 139, 142.
111) Voß Br. 1, 130.
112) Gedichte 471.
113) Gedichte 143.
114) 1773, 2, 163.
115) Strodtmann, 1, 106, 128.

116) ed. Vogel 1826, 42.
117) Godefroy, Histoire de la litérature francaise. Paris 1879, 273 ff.
118) Weinhold, Boie 218 ff. — Weinhold, Zeitschrift f. d. Kulturgeschichte NF. Hannover 1872, 1, 261—290. — Deutsches Museum 1776, 788; 1083.
119) Nicolai, Reise 9, 114.
120) Archiv f. Litt. Geschichte 3, 283; 4, 494.
121) Gedichte 299.
122) Uhland 4, 321.
123) Stolberg 5.
124) Siegwart. 11 — akad. B.-W. 1, 337.
125) Strodtmann, 1, 373; 2, 62.
126) Appell, Werter und seine Zeit, III. Aufl., p. 107.
127) M.-V. Br. 26 VI, 1776.
128) akad. B.-W. 2, 211.
129) Strodtmann 2, 215.
130) A. Reiser, Neudruck 311 — Taschenbuch für Dichter 10, 116 — Frankf. Gelehrte Anzeigen 1776, p. 598 — Allg. Deutsche Biblioth. 33, 1, 48.
131) Grenzboten 29, 4, 430 — Voß Br. 1, 152f; 169; 2, 90 ff; 108; 3. 192 — Strodtmann 1, 313; 2, 61.
132) Alm. d. deutschen Musen 1778, 97; 1779, 139 — Alm. f. Belletristen 1782.
133) Der Krieg auch sonst oft als Zuflucht für unglücklich Liebende.
134) Lichtenberg, We., 1, 92 — Musaeus, Volksmärchen 1826, 4, 10; Physiogn. Reis. 4, 135 — Allg. Deutsche Biblioth. 33, 1, 48 — Schlegel, We., 10, 361.
135) ed. Nerrlich, Arch. f. Litt. Gesch. 10, 496 ff.
136) Jonckbloet, Gesch. d. ndl. Litt. 2, 510 ff.
137) R. M. Werner, Der Berliner Werther, Salzburg 1878, p. 4 — Appell, Werther und seine Zeit, III, p. 157 — R. M. Werner, Die Aufnahme des jungen Goethe bei seinen Zeitgenossen, Beilage zur Wiener Abendpost, 1879, Nr. 137, 138, 139.
138) Neudruck in Geigers Firlifimini, Berlin 1885, p. 144 ff.
139) E. Schmidt, Richardson, 157.
140) Gesch. d. Zärtl. 129 — Burgheim 2, 227; 280 — Sgw. 482.
141) Sgw. 466; 470; 966 — Bgh. 1, 220; 2, 205; 4, 442 — akad. B.-W. 2, 200.
142) NH. 75; 361 — Sgw. 784; 955 — Bgh. 2, 340; 344; 359; 366; 402 — Reizenstein 2, 204; 214.
143) NH. 88 — G. d. Zärtl. 81; 97 — Bgh. 2, 250; 4, 15.
144) NH. 23; 145 — Hellinghaus 22 — Sgw. 654 — Bgh. 1, 135; 195; 197; 241 — M.-V. 4 II 75.
145) NH. 23; 185; 284; 305 — Goethe 23, 57 — Zärtl. 35 — Sgw. 439; 468; 518 — Bgh. 2, 50 — akad. B.-W. 1, 275; 380; 2, 347; 374.
146) NH. 303; 671; 308 — Cf. 46.
147) M.-V. 8 I 77 — NH. 22; 300 — Sgw. 10; 694 — akad. B.-W. 1, 138; 143; 535; 2, 431 — Heerfort (siehe p. 118), 1, 149.
148) Bgh. 2, 137; 4, 19; 75; 158; 332 — akad. B.-W. 1, 141f; 2, 145; 156 — Lappenberg, 49 — Zärtl. 130; 21; 117 — Sgw. 486; 901.
149) Reizenstein 1, 106 — Zärtl. 7; 9; 155 — Sgw. 409; 741 — Bgh. 1, 146; 281; 342; 4, 259 — Voß Br. 1, 233 — akad. B.-W. 1, 2 — Hennes, 29 — NH. 36; 128 — Cf. 169 — Hartmann (siehe p. 118), 239.

150) Voß Br. 1, 212 — Herbst, Voß 1, 129 — akad. B.-B. 2, 204 — Steinhausen, Gesch. d. deutschen Briefes 1891, 2, 302 ff.
151) Bgh. 1, 293; 251; 3, 497 — NH. 7 — Sgw. 349; 569; 831; 900 — akad. B.-W. 1, 140; 538; 293 — Cramer, Klopstock 52.
152) NH. 427; 435; 496 — Sgw. 309; 846 — Lavater's Geheimes Tagebuch p. 87 — Bgh. 2, 210.
153) Reizenstein, 1,67; 2, 359 — Sgw. 323; 368; 413; 673; 833 — Voß Br. 1, 220.
154) Sgw. 342; 370; 628; 656 — Bgh. 3, 263 — Heerfort 1, 30 — akad. B.-W. 1, 248; 263.
155) Sgw. 573 — Zärtl. 27.
156) akad. B.-W. 1,337; — M.-B. 4 II 75; — Voß. Br. 2, 89; 1, 178, 257; — Sgw. 1023;
157) NH. 2, 89; — Cf. 388, 608; — Sgw. 189.
158) Lichtenberg, W., Göttingen 1800, 1, 129, 212, 375; 4, 123, 369; — NH. 65; — Sgw. 157, 835, 762; — Reizenstein 1, 71, 208; 2, 373.
159) Claudius W. 1, 84; — Voß. Br. 1, 95, 101, 237.
160) Reizenstein 1, 180; — Gedichte, 27, 233; — Sgw. 848; — akad. B.-W. 1, 245; — Haupt, der arme Heinrich, 2. Aufl., p. VII.
161) Claudius, 1, 17. 43; — akad. B.-W. 1,131.
162) NH. 524 — Zärtl. 168.
163) Cf. 96; 116; 367; 340; 405 — Voß Br. 1, 124.
164) Litzmann, Hölderlin 98; 162.
165) Lavater, Geheimes Tagebuch 1771/73, p. 18 — Bgh. 1, 113.
166) Lavater, Geh. Tgb. p. 112; 121 — Zärtl. 83 — Bgh. 2, 21 — Sgw. 87; 89; 345 — Claudius, We., 1, 15.
167) Gedichte 295 — Sgw. 516 — Bgh, 3, 218; 4, 279.

Druck von M. Heinsius Nachfolger.

Kraeger, Heinrich

Johann Martin Miller ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit

Bremen 1893